

Karl Scheffler  
Du sollst den Werktag  
heiligen

\*\*\*\*\*  
Insel-Bücherei Nr. 147

A a

676

No 676

389410

Karl Scheffler

Du sollst den Werktag heiligen

Neun Essays



---

Im Insel-Verlag zu Leipzig

[1914]

192972963



21. - 30. Tausend.

865447

D. 200/50

## Die Seele des Wetters

Der Morgen ist grau bis zum Horizont, und bei unbewegter Luft fällt dünnes Nebelgeriesel. An ein Aufklaren ist bei solcher Windstille nicht zu denken. So wenigstens sagt der Wetterinstinkt, auf den man sich hier, auf dem Lande, schon verlassen darf. Es wird heute ein rechter Regentag.

Nun ist es Zeit, über Land zu gehen für den, der allein sein will. Die Fenster der Nachbarhäuser werden geöffnet, grämliche Gesichter blinzeln zum Himmel hinauf, und brummend suchen die Unzufriedenen wieder das Bett. Von diesen kommt heute keiner heraus; denn niemals entfernen sie sich weit voneinander. Sie gehen nicht leicht tiefer als fünfhundert Meter in den Wald hinein, und am Strande bauen sie sich, hart an der Landungsbrücke, auf so engem Raum mit ihren Strandkörben und Sandburgen an, daß man in ihren Siedlungen schon beinahe wieder Hinterhauslüfte atmet. Für diese alle ist heute „schlechtes Wetter“, ist einer jener verlorenen Tage, die der normale Sommerfrischler so sehr fürchtet, wo er von Mahlzeit zu Mahlzeit über seinen Zeitungen in einer von Kinderlärm und Menschenschwatz erfüllten Veranda sitzt und sich mühselig um den Tag betrügt. Schon der Wunsch, dieser Wartesaalstimmung zu entfliehen, würde heute einen längeren Ausflug rechtfertigen, wenn er sich nicht selbst rechtfertigte.

Bis zum Wald sind es nur wenige Schritte. Jeden Tag betritt man ihn nach irgendeiner Richtung, und täglich ist er einem neu. Wie das Meer muß auch der Wald in allen Wetterstimmungen genossen werden. Wirft das Meer die

Himmelsfarben und das Leben der Atmosphäre unmittelbar spiegelnd zurück und geht von ihm dadurch ein fast tragisch wechselndes Oberflächenspiel aus, so saugt der Wald die Stimmungen des Lichtes in sich hinein, so atmet er jedes Wetter bis in die letzten schattigen Tiefen auf, so läßt er sich bis ins verlorenste Dickicht vom Morgen, Mittag und Abend, vom Leben jeder Stunde durchdringen. Nichts Feierlicheres, als ein Gang durch den Wald an einem trüben Morgen wie heute, wenn der leise Regen steilrecht niedergeht und von Blatt zu Blatt, von Nadel zu Nadel tropft, wenn man im weichen Boden unhörbar durch eine grüne Tiefe dahinschreitet, die rings in hundert Silberschattierungen schimmert, in kühl smaragdener Kostbarkeit. Bei all dem tausendfachen Getröpfel herrscht eine so träumend tiefe Stille, daß das Herz lauter zu klopfen beginnt vor feierlicher Erregung. Aber in dieser Gottesruhe spürt man zugleich doch das drohend dichte Gedränge des Lebenswillens; diese Ruhe ist bis zum Bersten voll von wollender Kraft. Neben der grazilen Urweltlichkeit mächtiger Kiefern die weithinschattende Appigkeit alter Buchen, dazwischen das zierlich reiche Farben- und Formengewoge des Unterholzes und darunter, auf dem tiefbraunen Teppich der Laubdecke, ein Dickicht hellen hohen Farnkrautes, wie ein Wald im Walde. Und jedes Pflanzenleben steht am rechten Platz und hat seinen bestimmten Lebensraum; man spürt etwas wie eine soziale Ordnung in der Art, wie dieses Volk von Bäumen und Bäumchen sich durch das enge Beieinanderstehen selber Schutz ist, vor Sturm und Windbruch, wie jeder Wipfel sein eigenes Lied rauscht, und wie alles Einzelrauschen doch zusammenfließt wie in einem großen Volksgebrause. Aufgeschützten Waldlichtungen

aber treten einzelne bedeutende Baumindividuen aus der Masse hervor, in stolzer Freiheit, mit reich entwickelter Krone und wie mit königlicher Gebärde in jedem Herbst ihre Früchte um sich her streuend. So sollte der Mensch leben, so im Schutze seines Volkes und darum erst ganz er selbst, so gottesfreudig sich selber zur Lust, und dadurch erst recht stark, den Überfluß seiner Daseinskraft in fruchtbaren Taten ohne Qual zu verschenken!

Über selten nur betretene Jägerpfade, hier eingengt von dichten Schonungswänden, dort tief hineinblickend in den Pfeilersaal des Hochwaldes, in den innersten Forst hinein, wo das Reh vom trockenen Lager aufschreckt, wo das schwarze Wildschwein wie ein komischer Dämon hinter den Stämmen schnell dahintrottet und der Raubvogel mit schwerem Flügelschlag durch die silbrig grünen Wipfel streicht; über feucht und stark duftende Waldgründe, wo dunkle Schnecken zwischen giftig bunten Pilzsiedlungen kriechen, wo sich Wunderteppiche zartgeformter Wiesenkräuter breiten, wo es von runden und gezackten, fedrigen und gestielten, halmigen und flächigen Formen schwillt und quillt, wo jedes Pflänzlein ein zierliches Ornament zum Ruhme Gottes ist, jede Flechte ein Werk zarter Kunstgestaltung, jedes Moospolster an Baum und Stein ein Wäldchen für sich, das wieder unendliches Leben birgt, und wo an jeder der Millionen grünen Blatt- und Grasspitzen ringsumher nun eine glänzende Regenperle hängt, schimmernd vom klaren Widerschein des Lichtes; wo der Wald nur noch mit sich selber spricht und man leiser auftritt, als hätte man nicht das Recht, den großen, tiefen Daseinstraum dieser Welt durch Menschenbewußtsein zu stören.

Dann öffnet sich der Forst, und plötzlich ist die Straße da, die durch reisende Roggenfelder zur Stadt führt. Dieses jähe Hinaustreten ist eine Sensation. Es ist im kleinen, was Stanleys Leute erlebten, als sie monatelang durch Urwald gewandert waren und dann die Ebene erreichten. Der Anblick des sich öffnenden Landes ergriff sie so, daß sie sich weinend zur Erde warfen oder tanzend umhersprangen. Es ist die Gewalt des Raumes, die den aus eng umstellter Welt ins Freie Gelangenden so mächtig packt; es ist die lockende Romantik der Ferne, die die Einbildungskraft so tief berührt. Die Großstadtbewohner macht es so eng und unfroh im Gemüt, daß sie niemals den Horizont sehen, daß sie nicht in allen ihren Werktagen die heilkräftigen Wunder des Raumes erleben.

Der Regen fällt gleichmäßig immer noch herab. Wie dieser Regennebel die weite, fruchtbare Landschaft, die mich wie ein ungeheurer Erntekranz nun umgibt, doch verklärt, wie er alle Formen und Farben leicht macht! So malt in ihrer Weise die Dämmerung mit großen geschlossenen Massen eindrucksvolle Bilder, so macht in anderer Art die Mittagschwüle mit ihrer irrisierenden Lichtschwere alle Dinge einer gewaltigen Stimmung untertan. Jedes Wetter hat sein besonderes Gesicht, hat seine eigene kosmische Stimmungskraft und eine spezifische Schönheit. Heute erscheint diese unter der Herrschaft des grauen Lokaltons stehende Felderlandschaft wie entmaterialisiert; aber unwirklicher wird sie dadurch nicht. Alles erscheint vereinfacht, zusammengezogen; doch wird die Monumentalität durch eine unsagbare Tonzarttheit milde gemacht. „So silberfein, daß man ein Seidenweber möchte sein.“ Das Gelb des reifen Korns, das

Opalgrün der Felder drängen sich mit verwirrender Prächtigkeit aus dem hier bläulich und dort rötlich nuancierten Grau hervor; und doch ist es viel mehr als ein Farbenrausch, was man erlebt. Es ist ewige Wirklichkeit in dieser Schönheit. Eine verfallene Scheune, ein Stück gezäunten Feldwegs und dahinter sich flächenhaft übereinander bauende Feldbreiten („in den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt“) —: in diesem dürftigen Bild ist etwas so Überwältigendes, daß man hinknien möchte vor innerem Jubel. Immer wieder werfen wir einander Malernamen zu, um die Empfindungen notdürftig nur bezeichnen zu können: Corot, Cézanne und Van Gogh. Und ständig ist einem auch Rembrandts Geist nahe, der die Mystik des Alltags am größten von allen begriffen hat. Holländer und Franzosen. Warum machen unsere modernen Maler nicht, daß man auch an sie denkt, wenn stumme Anschauungsfreuden bezeichnet werden sollen. Sie brauchen ja nicht diese selben Motive zu malen; aber das ewig Kosmische sollen sie malen, das sich im trübsten Regenwetter so strahlend offenbart, den ewigen Schöpfungsduft, der um den Dingen ist.

Unter stärker schon stürmenden Regenschauern wird die kleine altertümliche Hafenstadt erreicht. Durch eine altersschwache backsteinerne Torarchitektur, über holprig krumme Straßen mit niederen Häusern, über einen großen rechteckigen Platz, umsäumt von biedermeierlich gravitätischen Fassaden, zum Hafen hinunter. Auch dort gibt es wieder Malererinnerungen. Vermeer van Delft, der Maler des berühmten Kanalbildes, ist da, und Jakob Maris, der die backsteinrote Tonigkeit holländischer Hafenstädte so klangvoll zu malen wußte. Überraschend überhaupt, wie holländisch

die kleinen Städte und Dörfer der mecklenburgisch=pommer-  
schen Küste wirken. Nicht aus dem inneren Deutschland ist  
ihnen die Baukultur gekommen, sondern auf dem Wasser-  
wege, der für die Kulturübertragung von je der kürzeste ge-  
wesen ist. Machtvoll nordisch baut sich diese kleine Hafens-  
stadt empor. Eine lange Reihe niederer Häuser am Kai und  
dahinter die Dächer der ein wenig ansteigenden Stadt, massig  
überraagt von der Backsteingotik zweier langgestreckter alter  
Kirchen. Ein Stadtbild, das trübes Wetter geradezu braucht,  
um ganz charakteristisch zu wirken. Es braucht den schwer  
niederschlagenden Rauch, die grau und ernst tönende Atmo-  
sphäre, die gelbgraue Bewegtheit des Wassers und das  
feuchte Schiffsgewirr des Hafens. Zu den harten Formen  
der gotischen Türme gehört dieser schräg niedergehende Re-  
gen; es scheinen diese steilen Silhouetten erst wahrhaft zu  
leben im Hauch der Regenschauer, im Ziehen der Nebel-  
wolken; wogegen die der Antike irgendwie verwandte Archi-  
tektur immer mehr eine Schön=Wetter=Architektur ist. Zu  
diesem Stadtbild, aus dem die Geschichte spricht, gehört die  
tief dahinklingende Melancholie nordischer Trübe.

Stundenlang möchte man an den Geländern der Lan-  
dungsbrücken und Pontons stehen und der Arbeit an den  
Schiffen zusehen. Dieser heute vom Touristentrubel nicht  
gestörten ruhigen und beruhigenden Arbeit der Niederdeut-  
schen, die in jeder Hantierung den Stempel alter Wohn-  
heit und innerer Wunschlosigkeit trägt, in der der Arbeiter  
lebt und Morgen, Mittag und Abend gelassen genießt, mit  
bäuerisch seemännischer Philosophie und mit einem tiefen Ge-  
fühl für Ordnung, Ruhe und Tradition. Es ist zuweilen so  
angenehm, arbeitenden Menschen müßig zuzusehen. Aber der

Regen treibt uns nun doch in die Schenke. In eine kleine, gemüthliche Hafenwirtschaft, ohne allen Proletariergestank, wo es auf der Lederbank einen wunderbaren Eckplatz gibt, gegenüber dem sauberen Schankverschlag mit den vielen braunen Tönnchen, auf die verführerische Namen von Likören gemalt sind, wo man von einem gesunden Mädchen mit weißer Schürze bedient wird, wo es Fische gibt, die heute morgen erst im Hafen gefangen worden sind, Gemüse, die auf den Feldern draußen in kräftiger Erde gewachsen sind, und etwas Geschmortes, das unmittelbar an Mutters Küche im alten Heimatsdorf erinnert. Sodann einige wohlhangewandte, im Lande selbst und ehrlich aus Korn gebrannte Schnäpse gegen die Kühle und Feuchtigkeit, und man beginnt nach der langen Fußwanderung wie von innen heraus zu glühen. Wie ein glückseliges Kind hockt man in seiner Ecke und hört auf das gewichtige Plattdeutsch der Schiffer wie auf alte, alte liebe Erinnerungen.

Der Rückweg wird am Meeresufer genommen, immer am Strand entlang, Bucht für Bucht, über feuchten Sand und knirschende Steine, den verlaufenden Wellen ausweichend. Es ist jetzt nahezu Sturm, und der Regen peitscht ungehemmt ins Gesicht. Eine Stimmung verzweifelter Abenteuerlust stellt sich ein. Naß wird man doch bis auf die Knochen, da gibt es nichts mehr zu retten. Darum mag es gehen, wie es will. Befreit tritt nun der Instinkt hervor, der in jedem Mann, der im Großstadtphilister sogar noch irgendwo in einem Winkel des Temperaments verborgen ist, der ihn aus wohlgeordneter bürgerlicher Solidität in den Sturm und in den Aufruhr der Natur hinauslockt, der eine fauchzende Freude ist am mächtigen Zerstörungswerk der

Elemente, und in dem die ursprüngliche Kampfeslust unseres Wesens jählings emporflackert. Wenn der Sturm so heftig wird, daß man sich kaum dagegen stemmen kann, wenn die rollende Welle wie ein Raubtier anspringt und mit gurgelndem Ton sich wütend überschlägt, wenn die ganze Natur gegen einen zu sein scheint und man sich langsam seinen Weg doch erzwingt, dann kommt ein Jubel über einen, daß man geradeheraus in den Sturm zu singen beginnt. Vom Augenblick geborene Dithyramben, nach den Melodien der mächtigen alten Choräle. Auf solcher Sturmwanderung, wenn der Wind einem das Wort vom Munde nimmt, wagt man es, das Verschwiegenste laut zu formen. Es kommt der große Rausch, weil das Meer immer wieder das Ueberraschende, das Wunderbare ist, weil es, dem Auge nur begrenzt durch den Saum der von meerbleichem Gras bewachsenen Sanddüne, eine Welt für sich ist, die nichts gemein hat mit jener Welt hinter der Dünenkette, in der das Zeitliche wohnt. Zur Seite die sich brechenden Wellen, das Auge dahin gerichtet, wo Wasser und Luft verfließen, und von wo an einem unermesslichen Himmel die schweren Wolken heraufsagen, von wo das Meer mit seinen Wogenbreiten rhythmisch dahergewandert kommt, rastlos schwellend, ein unendliches Vielzweifel, als wäre die Urkraft der Welt auf ein ungeheures Schreitensollen eingestellt, mit Getöse dann sich aufbäumend, zersprühend, zerfließend und selbst im Zerrinnen noch drohend. Es kommt der große Rausch Aug in Aug mit dieser elementaren Wetterdrohung, und es erhebt sich der Wille zu Zielen, die des großen Hirten der daherbrausenden Sturmherde würdig zu sein trachten.

Spät am Nachmittag wird das Haus wieder erreicht.

Müde und naß, aber im Tiefsten durchglüht von den herrlichen Erlebnissen, und froh wie seit langem nicht.

Mit spöttischem Zuruf und schadenfrohem Lachen wird man von den Klugen und Verständigen empfangen, die trocken in der Veranda beim Tabak, Bier und Kartenspiel sitzen. Sie triumphieren, das Barometer steigt, morgen wird „besseres Wetter“ sein. Dann werden sie wieder ihre ausgetretenen Wege gehen, zum Strandkorb oder zur Waldhalle. Was wissen sie vom Wetter, vom Gesicht des Wetters, von der Seele des Wetters!

Sie wissen so wenig davon wie vom Menschengesicht, wie von der Menschenseele.

---

## Naturdilettantismus

Aus den ehrwürdigsten Begriffen werden immer die leeren Phrasen abgeleitet. Wie — trotz des zweiten Gebots — redensartlich nichts so sehr mißbraucht wird wie der Name Gottes, so muß sich auch die Natur gefallen lassen, daß mit ihr von Hunderttausenden ein phrasenhafter Gefühlsdilettantismus getrieben wird. Was Kunstdilettantismus ist, weiß jedermann; daß es aber auch einen viel weiter noch verbreiteten Naturdilettantismus gibt, wissen nur sehr wenige. Alljährlich tragen Eisenbahnzüge die Naturdilettanten in Scharen aufs Land hinaus — Menschen, die elf Monate im Jahre angestrengt arbeiten und die dann einen Monat untätig mit der Natur leben, die sich aus ihren Gewohnheiten, Pflichten und Interessen alljährlich im Sommer gewaltsam herausreißen, um irgendwo am Meer, im Gebirge, im Wald „geistig und körperlich zu gesunden“. Wäre das keine Phrase, so würde der ganzen Jahrestätigkeit damit das Urtheil gesprochen sein: unnatürlich, ungesund und krankhaft. Glücklicherweise ist es eine Phrase. Denn die Tätigkeit ist dem Menschen allemal natürlicher und wenn nicht körperlich, so doch seelisch gesünder als Müßiggang in der freien Natur. Darum wird, zumal dem geistigen Menschen, der längere Aufenthalt in der Natur, wenn er sich, auf den Rat seines Arztes, zur Untätigkeit auch innerlich zwingt, halb immer zu einer uneingestandenenen Qual. Sucht er den Zustand innerer Unruhe, der sich einstellt, während die Sonne die Haut bräunt und der Appetit besser wird, zu definieren, so kommt er ungefähr zu folgenden Schlüssen.

Das Leben in der Natur soll, so heißt es, auch seelisch regenerierend wirken. Aber kann ein seelischer Gewinn überhaupt von außen kommen? Er kann doch nur erzielt werden, wenn die Seele aus sich selbst neue Kräfte erzeugt oder alte erneuert. Dazu gehört aber nicht eine gewaltsame Berührung mit der Natur, sondern es gehört auf jeden Fall dazu, daß der Mensch irgendwie aktiv sei; denn nur die Bewegung erzeugt Bewegung. Man sucht die absolute Ruhe; und eben darum stellt sich eine innere Unruhe ein. Innere Unruhe, weil die Natur an sich nie ganz befriedigt. Denn sie ist Geheimniß und als Ganzes nicht zu fassen. Sie winkt immer, reizt in jeder Minute und zieht den Menschen zauberisch zu sich hin; zugleich aber stößt sie ihn kalt auch immer zurück und verweist ihn auf sich selbst. Sie narret den Menschen. Sie lockt über den Kreis des zufällig Ubersiehbaren hinaus, verspricht von allen Seiten das Wunder und ist dann doch hinter den Meeren, Wäldern und Bergen immer dieselbe. Sie treibt den Menschen rund um die Erde und macht zum endlichen Ziel schließlich den Ausgangspunkt. Auch geistig ist sie wie eine Kugel, ohne Anfang und Ende. In jedem kleinen Ausschnitt ist sie immer ganz und gar mit allen ihren Kräften und Wundern enthalten; doch kann man auch sagen, daß sie um die ganze Erde herum noch nicht ganz und vollständig ist. Sie ist, während in ihr doch alles konkret ist, im wesentlichsten unfaßbar. Sie regt mächtig zur Produktivität an und hindert auch gleich wieder daran; wir sind ihr untrennbar verbunden und doch auch ewig von ihr getrennt; sie reizt zu unendlicher Sehnsucht auf und befriedigt sie nicht; sie macht, daß der sich verliert, der sich selbstvergessen in sie einträumt, und daß nur der sie genießen und nutzen kann,

der sie selbstherrlich einer Idee unterwirft, der entschlossen als ein Wollender ihr gegenübertritt.

Nur tätig kommt man der Natur wirklich nahe. Der müßige Mensch fühlt das sehr wohl; darum sucht er unwillkürlich gleich immer nach einer Tätigkeit oder doch nach dem Schein einer Tätigkeit, wenn er mit der Natur allein ist. Er setzt sich mit einer Angelrute in stille Schilfwinkel und weiß selbst nicht, ob er das Angeln meint oder die Naturempfindung. Er streicht mit der Büchse durch Wald und Wiese, obgleich er ein passionierter Jäger nur selten ist. Oder er sucht im angestregten Wandern — das eine Art von Entdecken dann ist — im Schwimmen oder Bergsteigen jenes Tätigkeitsgefühl, jene Empfindungen des Herrschens und Handelns, die nötig sind, um den Gewalten der Natureindrücke innere Kräfte entgegenzustellen, um einer leeren, unfrei und unruhig machenden Empfinderei zu entgehen. Um das Leben in der freien Natur auszuhalten, gibt es nur eines: man muß versuchen, sich zu ihrem Herrn zu machen und immer wieder zu ihrem Herrn, so oft man auch unterliegt. Man ist der Natur gegenüber ein Kämpfer oder man ist gleich gar nichts vor ihr und vor sich selbst. Da die ganze Natur fortgesetzt im Kampfe ist, muß man in diesen Kampf irgendwie eintreten.

Der Mensch sucht die Natur auf zweierlei Art zu beherrschen: entweder unmittelbar materiell oder mittelbar geistig.

Unmittelbar materielle Herrschaft erstrebt am offensichtlichsten etwa der Landmann oder der Schiffer; aber auch jeder sonstwie körperlich Arbeitende tut es in seiner Weise. Als ein der Natur die Mittel zum Lebensunterhalt Abtrogender ist der Mensch nie empfindsam. Er ist, im Gegenteil, eher

empfindungslos. Er ist der Natur gegenüber egoistisch hart, er kämpft, er unterwirft oder wird unterworfen. Er liebt die Natur nicht, sondern es ist in seinem Gefühl etwas wie ein gesunder Haß. Der Landmann läßt wie mit gleichgültiger Grausamkeit den Pflug die Haut der Erde durchschneiden und reißt mit der Sense das reife Korn herunter wie ein verbissener Krieger; der Schiffer lenkt wie mit höhrender Überlegenheit sein Schiff durch die entgegenrollende Welle; ja, jeder Handwerker zwingt schließlich mit kunstvollem Werkzeug die spröde, widerstrebende Materie, wie in einem unablässigen Kampf, in vorbedachte Form hinein. Sie alle wehren sich geduldig und fatalistisch gegen das Elementare und lernen sich selbst menschlich fühlen, weil sie täglich neu über die Natur siegen müssen.

Der geistige, der höhere Mensch kann so nicht der Natur gegenüberstehen. Es fehlt ihm dazu die Muskel- und Nervenkraft. Er kann nicht einmal oft und lange Jäger oder Angler sein, weil ihm die notwendige Roheit fehlt, die Kreatur zu quälen und in den Kampf um's Dasein menschlich raffiniert einzugreifen. Wenn er dem Rat Jean Pauls folgt, ein Tier, und sei es das geringste, genau anzusehen, „etwa eine Minute lang“ (Jean Pauls Genie blickt aus dieser Zeitangabe hervor), so wird er sich außerstande fühlen, das Wunderwerk zu zerstören. Die Ehrfurcht wird ihn daran hindern. Ihm bleibt nichts, als die Natur rein geistig, das heißt mittels der Idee, in der Einbildung zu besiegen. Er lernt sich der beängstigenden Vielheit der Natur gegenüber behaupten, indem er irgendwie, am besten von einem Beruf aus, dem Lebensgesetz nahezukommen sucht. Er tritt der Natur gegenüber als Wissenschaftler, als Geologe, Botaniker, Astronom oder

sonstwie, oder auch als Künstler, als Dichter oder Maler. Er zwingt die Natur, ihm in irgendeiner Weise Erkenntnisdienste zu leisten.

Es ist das Verhältnis der Menschen zur Natur ähnlich wie ihr Verhältnis zu Gott. Dem einfachen, materiell wollenden Menschen ist Gott — dargestellt in der Kirche — ein unentbehrliches Element sozialer Praktik. Ihm ist Gott etwas rationell Nützlich, ein Beruhiger, ein Befreier vom Störenden, ein Beschützer im kleinen und großen, oder er ist überhaupt nicht. Die Menschen dieser Art suchen Gott gewissermaßen materiell zu besitzen; sie unterwerfen sich, um die innere und die äußere Ruhe garantiert zu erhalten. Die einfachen Menschen lieben Gott so wenig wie die Natur — sie erkennen beides phrasenlos als notwendig an; indem sie sich unterordnen, sind sie in Wahrheit Nutznießer, Besitzer und als solche Herrscher. Der höhere geistige Mensch dagegen sucht die auch ihm notwendige Herrschaft über den Gottbegriff dadurch herzustellen, daß er, für sich allein oder im Verein mit andern, einen Gottbegriff schafft, daß er Gott sozusagen erfindet oder entdeckt — wie immer man es nennen will. Wie der materielle Mensch zu seinem unmittelbaren Kampf mit dem Leben einen mutigen Körper braucht, so braucht dieser geistige Mensch dazu einen mutigen Geist.

Beide: Gott und Natur sind unendlich. Die schwere Aufgabe des Menschen ist es, sie für die menschliche Lebensweise, für die menschlichen Begriffe künstlich endlich zu machen — und ihnen doch das Geheimnisvolle nicht zu nehmen. Es ist die Aufgabe, zu machen, daß Gott und Natur sich im Menschen endlich zusammendrängen, es ist die Kunst, sich vom Ewigen zugleich beherrschen zu lassen und doch auch

selbst zu herrschen. Fähig zur Produktivität ist der Mensch nur, wenn er es machen kann, daß er sich ohne Überhebung als ein Gipfel der Natur fühlt, denn der Unproduktivität und damit dem Gefühlsdilettantismus verfällt er gleich, wenn er sich entsagend dem Unendlichen hingibt, wenn er sich zu einem willenlosen Resonator und Reflektor der tausendfachen Naturkräfte macht.

Dieses Letzte ist in unsern Tagen das Allgemeine. Und das beweist besser als alles andere die Kleinheit unseres Geschlechts im Seelischen. Wo die Menschen sich als legitime Herren des Prunkpalastes Natur fühlen sollten, betrachten sie sich nur als zufällig Hinzugekommene. Und das geschieht in einem Zeitalter, das sich mehr als jedes frühere zum Herrn der Naturkräfte gemacht hat. Es zeigt sich, daß es gar nichts sagen will, wenn der Mensch die Natur nur materiell beherrscht, daß vielmehr jene zweite Art der Herrschaft, die geistige, die Herrschaft der Idee hinzukommen muß, um die Siege wirklich als Siege erscheinen zu lassen. Fehlt der geistige Wille, so bedeuten die Dynamomaschinen und Luftschiffe nicht eben mehr als das alte asiatische Wasserschöpfrad. Die Triumphe der Logarithmen, der graphischen Statik, des Mikroskops und des Fernrohrs wollen nicht viel sagen, wenn nicht zugleich die Seele die Kraft hat, den Räumen der Natur eine höhere Ordnung und ein Oberhaupt ahnend zu ersinnen, in dem alle Menschen in gewisser Weise sich selbst dem Universum gegenüber regierungsfähig machen. Es ist kläglich zu sehen, wie Menschen, die im Laboratorium, in der Fabrik, am Schreibtisch Herren der Natur sind, am Meer oder im Gebirge mehr oder weniger zu Marionetten einer leeren oder doch formlosen Naturempfindelei werden.



In den großen Zeiten der Vergangenheit war es anders. Die materielle Naturherrschaft war bedingter als heute, dafür war aber die geistige Herrschaft viel größer. Es stand keine große Epoche, kein großer Mensch jemals empfindend der Natur gegenüber. Alle Starke haben immer vom Menschlichen aus für den Menschen gedacht. Ja, einen Naturdilettantismus, wie er in unseren Ferienwochen so üppig gedeiht, hat vielleicht keine Zeit vor uns jemals gekannt. Dieses Überhandnehmen eines falschen Naturidealismus ist das Merkzeichen eines abnehmenden sozialen und religiösen Idealismus. Man ist sich nicht klar, daß das einzige ganz Verständliche und Fruchtbare für den Menschen immer nur das Menschliche ist. Warum wirkt ein der Natur nachgebildetes Kunstwerk, etwa ein Bild, auf die Erinnerung nachhaltiger als das Urbild der Natur? Weil es mit menschlich determinierten Schriftzeichen von einem Menschen für Menschen hingeschrieben worden ist, weil es dadurch eindeutig klar und bestimmt geworden ist, wogegen die Natur stets unbestimmt, unklar und vieldeutig bleibt.

(In Parenthese mag angemerkt sein, daß naturgemäß die Dilettanten der Kunst stets auch Naturdilettanten sein müssen. Denn sie sind nur darum subalterne Naturalisten, wagen nur darum das Vorbild nicht zu verändern und „Stil“ zu haben, weil sie der Natur nicht als Herrscher gegenüberstehen, weil sie der Natur nicht das Gesetz der menschlichen Natur aufzudrücken wagen.)

Tritt der Mensch als Wollender vor die Natur hin, so kommt sie gleich auch auf vielen Wegen zu ihm. Für den, der geistig handelt, interessiert sich gewissermaßen die ganze Natur, sie nähert sich ihm und handelt mit ihm, bietet sich ihm an und

hilft ihm. Dann zeigt es sich, daß die Geseze im Menschen und die Geseze in der belebten Natur dieselben sind, daß das ganze Universum im menschlichen Organismus irgendwie widerklingt und daß aus dem Dunkel des ewigen Geheimnisses tausend Geisterhände hervorwinken und grüßen. Der Mensch handelt aber schon, wenn er scharf und sachlich die Natur nur beobachtet, wenn er die Stimmungen des Morgens, Mittags, Abends und der Nacht, des Berglandes, des Meeres und der Feldeinsamkeiten gewaltsam auf sich wirken läßt, um daraus Baumaterial für seine Weltanschauung, für seine Arbeit, für seine innere Entwicklung zu gewinnen. Es versagt die Natur dagegen jedes höhere und produktive Selbstgefühl dem, der inmitten ihrer Alltagswunder müßig bleibt. Der untätige, träumerische und unfreie Genießer verliert sich selbst angesichts des Pleinairs der unendlichen Weiten und wird innerlich ruhelos gerade dort, wo er ruhig zu werden hoffte.

Darum ist die Art des Naturlebens, wie die Städter es eingeführt haben, unnatürlich, ist innerlich mehr schwächend als stärkend und im tiefsten Grunde kulturwidrig. Es ist ein Zeichen schlechter innerer Ordnung. Es ist Schwäche oder Phrase, zu denken und zu sagen, in der freien Natur wäre das eigentliche Leben, und das Arbeitsleben sei nur Fron. Es zeigt sich, daß die „Sommerfrische“ eine viel bessere Einrichtung für Frauen und Kinder ist, denen Produktivität nicht Lebensbedürfnis ist, als für Männer. Der männliche Mann leidet im Müßiggang; freilich sehr oft, ohne zu wissen, was und warum er leidet. „Nur rastlos betätigt sich der Mann.“ In jedem rechten Mann soll doch ein Stück vom Faust stecken, ein Stück von diesem ewigen Sucher, dem der Lebensweg selbst zum Lebensziel wurde. Nun — man stelle sich

Dr. Faust in der Sommerfrische vor! Von seinem Hausarzt hingeschickt aus Gesundheitsrücksichten, zum Müßiggang, zur geistigen Passivität verurtheilt. Herausgerissen aus dem, was ihm das Leben erträglich und trotz alledem groß machte; allerorts, viel mehr als daheim, in Verbindung gebracht mit dem albern Materiellen und gleichgültig Profanen; auf die Gesellschaft endlich von lauter Verwandten der Frau Marthe Schwerdtlein angewiesen. Er leidet Höllepein, er hält es nicht aus. Stündlich sieht er den schwarzen Pudel in der Ferne durch die Felder streifen.

Es gibt freilich Augenblicke, wo die Natur auch den wollensten Menschen übermannen kann. Turgenjeff schildert sehr schön eine solche Situation in seinen „Memoiren eines Jägers“. Er schildert sich selbst, wie er inmitten eines riesigen alten Waldes empfindet:

„Es ist schwierig für den Menschen, diesem Wesen von so kurzer Dauer, das gestern geboren, heute schon dem Tode verfallen sein kann, es ist ihm schwierig, den kalten teilnahmslos starren Blick der ewigen Isis zu ertragen. Nicht allein kühne Hoffnungen und Pläne der Jugend zerfallen oder erlöschen in ihm, getroffen vom eisernen Hauch des Schicksals — nein seine ganze Seele beugt sich und erliegt; er fühlt es, daß auch der Letzte seines Geschlechts vom Antlitz der Erde verschwinden könnte — und keine Nadel zittert an diesen Zweigen. Er empfindet seine Verlassenheit, seine Schwäche, seine Wandelhaftigkeit, und mit innerem Schrecken wendet er sich zu den kleinlichen Sorgen und Mühen des Lebens. Es wird ihm leichter in der Welt, die durch ihn selbst geschaffen ist; hier ist er daheim, hier darf er noch an seine Bestimmung glauben und an seine Kraft.“

In dieser Weise macht die Natur jeden wertvollen Menschen, der sich ihr schrankenlos einmal hingibt, erstarren. Sie wirft ihn auf sich selbst zurück, zeigt ihm, daß sie mit seiner Sehnsucht und Freude, mit seinen Schmerzen und Hoffnungen nichts gemein hat, daß sie ewig geheimnisvoll, zugleich über- und untermenschlich, vom Individuum sich scheidet und sich nur der Gewalt der That in gewisser Weise dienend preisgibt. Die Natur, worin der Mensch allein heimisch sein kann, heißt Menschheitsgeschichte. Er hat nie mehr Natur, als wenn er tut, was die Blume, der Baum, das Tier tun: wenn er handelnd, kämpfend, unterliegend und sich wieder aufrichtend, sein Dasein sichert und seinen ihm von Gott, von der Natur gegebenen Willen unablässig zu Siegen anfeuert.

---

## Das Glück der Gegenwart

Sie alle, die mit unstillbarer Sehnsucht an ihre Kindheit zurückdenken oder sich vor dem unvermeidlichen Tod fürchten, betrügen sich um das wunderschöne Glück, mit Bewußtsein langsam zu altern und jeden Alterszustand als ein Neues zu genießen. Sie machen sich zu Knechten ihrer Vergangenheit und Zukunft, ihnen entgleitet die Gegenwart, die von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr immer lebendig neu zu empfinden das einzige nicht welkende Glück ist. Was man Glück der Kindheit nennt, ist für das Kind selbst nie eines. Ohne Ruhe gibt es nicht volles Glück, ohne Bewußtsein nicht schönes Daseinsgefühl. Das Kind aber ist unruhig; es strebt leidenschaftlich immer vom Augenblicke fort und lebt vor allem in der Idee der Zukunft. Welche Atemlosigkeit ist doch in aller Jugend, welche Leiden bereitet ihr das Alltägliche, welche Ungewißheit bringt ihr jede neue Stunde! Niemals besitzt das Kind mit ruhiger Gefühlsglut seine Gegenwart. Diese aber zu haben, sie in jedem Augenblicke ganz zu haben, das erst ist Glück. Wer bis zu irgendwelchen Ereignissen sehnsüchtig „die Tage zählt“, der verliert, der verschwendet zur Hälfte alle diese Tage. Es beraubt sich selbst, wer den Morgen in der unruhigen Erwartung des Abends verbringt, wer gleich nach Ostern das Pfingstfest herbetwünscht und dann wieder ebenso heftig die Weihnachtsfreude, wer immer im Zukünftigen, wie zwischen den Ereignissen lebt und darüber vergißt, lebendig um sich zu blicken. So leben aber Hunderttausende. Sie ziehen mit zu Boden gesenkten Blicken dahin und schleppen leuchtend eine immer neue Chimära auf dem Rücken mit sich umher. Raum

daß ein Ziel ihrer Wünsche erreicht ist, so taucht ein anderes schon auf. Es stiehlt sich der Arbeiter die Hälfte seines Lebensglücks, wenn er seine Arbeit widerwillig vollbringt und nur an die Freuden des Feierabends oder des nächsten Sonntags denkt; die Verlobten, die mit heftiger Leidenschaft nur die Stunde ihrer Vereinigung erwarten, der Jüngling, der das Mannesalter herbei-, und der Greis, der sich das Jünglingsalter zurücksehnt, die Frau, die männliche Eigenschaften haben möchte, und der Mann, der sich Gaben wünscht, die er nicht hat: sie alle bringen sich selbst um ein Glück, wozu sie nur die Hand zu strecken brauchen. Denn die menschliche Natur ist vor allem auf Gegenwart gestellt. Das größte Glück, das es gibt, ist das Glück, überhaupt dazusein. Goethe zielte hierauf, als er sagte: „Das Höchste, was wir von Gott und der Natur erhalten haben, ist das Leben, die rotierende Bewegung der Monas um sich selbst, welche weder Raft noch Ruhe kennt. Der Trieb, das Leben zu hegen und zu pflegen, ist einem jeden unverwüßlich eingeboren.“ Und Homer läßt dasselbe den Schatten des Achilles in dem gequälten Aufschrei aussprechen:

„Lieber ja wollt ich das Feld als Tagelöhner bestellen  
Einem bedürftigen Mann, dem nicht viel Habe geworden,  
Als hier sämtliche Seelen der Abgeschiednen beherrschen!“

Was dem Menschen das Dasein erträglich macht, was ihn Armut, Not und alle Art von Ungleichheit so gleichmütig ertragen läßt, das ist eben dies allen eingeborene Glück des bloßen Daseins. Es ist dieses köstliche Glück, um sich schauen zu können, atmen zu dürfen, das innere und äußere Leben pulstern zu fühlen, es zu sehen, zu hören, zu schmecken, zu tasten und einherzuschreiten, als trüge man die ganze

Gotteswelt mühelos auf seinen Schultern. Das Leben selbst ist des Lebens Lohn. Daß man das Dasein nur empfindet, daß man mitten darin ist und doch zugleich abseits, daß das Universum, herrlich wie am ersten Tag, um jedes Einzelnen willen dazusein scheint, daß jede Form, jede Farbe, jede Schwingung wohl lautend im menschlichen Organismus widerklingt, daß das symphonisch in sich selbst kreisende Leben uns von Augenblick zu Augenblick berauscht, daß sich die ganze Natur liebend um jede Menschenseele zusammenzudrängen scheint, und daß diese Wunder in jeder Stunde vor sich gehen, tags und nachts, morgens, mittags und abends, und auf jedem Punkte der Erde: das zu fühlen ist das wirkliche Glück, dessen der Mensch fähig ist. Dieses Glück überströmt einen des Tags hundertmal, wenn im verlorenen Blick jäh die Gewalt der Naturbilder aufflammt; es ist in dem überwältigenden Gefühl, womit man beim Gang über die Straße das Pathos des Raums empfindet, womit man vor jedem Menschen das urweltliche Geheimnis der fremden Existenz erlebt, womit man das Chor der Geräusche ringsumher musizieren hört. Es ist bei mir, wie ich am Schreibtisch sitze, dem Genuß der Arbeit hingegeben, wie ich die Blume im Glase vor mir betrachte und den Schritt meiner Kinder höre, wie ich das Leben draußen, mit all der Sommer-sonne, mit all dem Lichtesglanz und Farbenspiel, und das still quellende Leben in meinem Innern zugleich fühle, und wie ich mich selbst nur empfinde, weil ich die Gegenwart der Außenwelt in all ihrer kosmischen Fülle lebendig empfinde. Das Gefühl seines Daseins im Tiefsten zu haben, es in jedem Lebensalter neu zu haben: was gäbe es Höheres!

„Man reist doch nicht, um anzukommen“, hat Goethe gesagt. Diese Worte umschreiben das ganze Problem. Genußvoll reisen wird nur, wer es um des Reisens willen tut, wem der Weg selbst das Ziel ist. Das Steigen am Berg hinauf ist das Wesentliche; der Blick vom Gipfel ist meistens eine Enttäuschung. Wer nur das Außerordentliche in der Natur sucht, ihre Phänomene und gewaltsamen Effekte, der wird sich um den Genuß des Weges bringen, auf dem die tausend Stimmen der Gegenwart flüstern. Das heißt: um den Genuß eines gleichmäßigen und dauernden Glücks; um das Glück, das in der belebten Ruhe ist. Wie es für den Wanderer, der im Wege selbst schon das Ziel sieht, keine Enttäuschungen gibt, weil sich ihm in jeder zufälligen Wirklichkeit immer die ganze Welt abspiegelt, so können auch den Lebenswanderer, der mit seinem Dasein so verfährt, Schicksalsschläge niemals so schwer treffen wie den, der nur in der Idee lebt. Diesem ist gleich sein Leben zerstört, wenn ihm das imaginäre Ziel genommen ist, weil all sein Lebensgefühl in der Idee des Ziels aufgegangen ist. Die ganz praktische, von der unmittelbaren Anschauung zehrende Philosophie des in der Gegenwart Lebenden aber steht gewissermaßen über allen Zielen, über allen Ideen. In dieser gelebten Empfindungsphilosophie wurzeln in Wahrheit alle philosophischen Gedankensysteme als etwas Sekundäres. Der schöne Knabe, der sich in Goethes Fabel dem kuckenden Schatzgräber der Idee mit dem „Glanz der vollen Schale“ naht, das ist der Gott der Gegenwart. Und es spricht dieser selbe Genius aus der drastischen Prosa des braven Bianchon in Balzacs „Père Goriot“, der einem von Ehrgeiz Verzehrten dieses sagt: „Die Lieblingswünsche des Menschen finden in dem

kleinsten Kreise eine ebenso große Befriedigung wie in den ausgedehntesten Verhältnissen. Napoleon speiste um seines Ruhmes willen doch nicht zweimal zu Mittag und konnte auch nicht mehr Mätressen befriedigen als ein Student der Medizin in seinem Internat. Unser Glück, mein Lieber, liegt immer zwischen unseren Fußsohlen und unserem Scheitel, und ob es nun jährlich eine Million oder nur hundert Louis kostet, so ist der innere Genuß derselbe."

Freilich gehört zur Fähigkeit, die wirkliche Gegenwart geistig zu genießen, innere Ruhe, und die kann nur sein, wo Reife ist. Darum ist ein bestimmtes Alter nötig, ein gewisser Schatz an Erfahrung, Klarheit über sich selbst, Tüchtigkeit, Selbstgefühl und sogar Resignation den Ideen gegenüber. Das Glück der Gegenwart ist das Glück des reiferen Alters. Es gibt eine gleichmäßigere Blut als das Glück der Jugend, doch ist darum nicht weniger Wärmeenergie darin. Auch ist es weder materialistisch noch genußsüchtig. Denn ganz tief und lebendig kann die Gegenwart nur fühlen, wer sie als die Mutter alles Zukünftigen verehrt und wer zu jeder Zeit die volle Summe seiner Vergangenheitserfahrungen bei sich trägt. Ganz bewußt im Gegenwärtigen leben, das heißt, die Allgegenwart des Ewigen spüren. Wem das aber gelingt, der ist Künstler im Instinkt, der sieht die Natur als Maler, hört sie als Musiker, beobachtet sie als Poet und arbeitet, was immer seine Beschäftigung sei, als schöpferisches Temperament. Ihm wird schlechtthin alles in der inneren und äußeren Natur symbolisch; die Natur an sich ist ihm die stets in sich selbst zurückweichende Urdee. In den Gegenwartssymbolen aber erscheint wie in Zauberspiegeln dann das eigene Selbst des Anschauenden. Und das eben ist Glück;

denn uns selbst zu schauen und zu fühlen, sei es im Denken oder im Tun: dazu werden wir in die Schule des Lebens geschickt.

Ereignisse, wo sich im Augenblick viel Leben mächtig und dramatisch zusammendrängt, wo ein Sturmwind von Ideen sich erhebt, bleiben freilich niemals ganz aus. Wohl dem aber, der auch dann noch Besonnenheit genug bewahrt, um sich selbst wie mittels eines zweiten Ichs anschauen zu können, um sogar durch die grellen Farbgläser der Leidenschaft das tiefe Ethos der wie Gleichgültigkeit erscheinenden Ruhe der Naturgegenwart zu erkennen. Wem das gelingt, der berührt das Geniale. Denn Genie ist die Fähigkeit, die Lebensleidenschaft besonnen zu objektivieren. Dem Genie offenbart sich die Macht der Gegenwart so stark, daß sich ihm vom Wirklichen unmittelbar die Ideen reif ablösen wie Früchte vom Baum: als eine zweite Natur. Intuition heißt das Kind des Gegenwärtigkeitsgefühls. Alle großen Taten sind Kinder der Gegenwartsempfindung, die wissenschaftlichen und künstlerischen, die politischen und religiösen. Selbst die genialen Mystiker sind nichts anderes als leidenschaftliche Gegenwartsmenschen. Die Geschichte weiß von Individuen zu berichten, die still schauend durch die Natur gingen, und die, im Anblick irgendeiner alltäglichen Erscheinung, wie hingemäht plötzlich zu Boden stürzten, überwältigt von der unerträglich mächtigen Gegenwart des Lebens, um als Heilige dann, als Verkünder geoffenbarter Religionsideen, wieder aufzustehen. Im Rausch des Wirklichkeitsgefühls hatten sie die Allgegenwart, die Allwirklichkeit Gottes wahrgenommen. Sie hatten in ihrer Weise erlebt, was Newton erlebte, als er im regenfeuchten Garten einen Apfel vom Baume

fallen sah und ihn schwer auf den Rasen klatschen hörte, und als die Erkenntnis vom Gesetze der Gravitation leuchtend plötzlich in ihm aufging. Solche Erlebnisse warten unser aller, in jeder Stunde, an jedem Ort. Sie bestehen darin, daß der Mensch schauernd immer von neuem wieder fühlt, welch tiefe Mystik aus allen Wirklichkeiten hervorleuchtet, wie die schwarzen Tiefen der Ewigkeit die Inseln der Gegenwart rings umfließen, wie das Selbstverständliche immer das eigentlich Sakrale ist, und wie alle Geheimnisse Gottes sich dem Menschen unbefangen anbieten, während die heilige Natur sich schweigend in sich selbst bewegt.

---

## Der Kompaß

Welch trübselige Stimmung heute früh! Feuchtgraue Nüchternheit lastet draußen auf allem Sichtbaren. Häuser und Bäume, Himmel und Menschen, alles, was mir sonst in lauter Geheimnis zu schwimmen scheint, wenn ich eine Minute nur betrachtend am Fenster bleibe: heute will es aus seiner mürrischen, rohen Gegenständlichkeit, aus seiner brutal stumpfen Sinnfälligkeit nicht heraus. Die Bauwerke bleiben dem Auge gemein häßliche Miethäuser, die kahlen Bäume stehen in ihrer besenartigen Struppigkeit armselig da, die Menschen traben hin und wieder wie angekleidete Affen, und in dem langweilig schweren Himmelsgrau ist weder Farbe noch Tiefe. Das Leben sieht seelenlos aus. Es scheint nur dumm nützlich zu sein, nur albern mühevoll, und aus all seinen Gebilden grinst ausdrucksleer das Tierische und Mechanische. Die trübe Stimmung draußen wird zur inneren Verstimmung; das Gespenst der Gleichgültigkeit, eine Schwester der Sorge, steht neben mir, und es ist, als könne es nie wieder gut werden.

Da fällt der indifferent schweifende Blick auf einen kleinen Kompaß, ein Spielzeug, das mein Sohn auf dem Schreibtisch hat liegen lassen. Gedankenlos nehme ich ihn in die Hand und beginne daran zu drehen. Dabei durchfährt mich dann plötzlich eine heftige Empfindung, und erschrocken fast lege ich das kleine Ding wieder hin. Mit einer Art von Grauen blicke ich auf die leise vibrierende, bei jedem Anstoß schwankende Magnetnadel, die unentwegt nach einer Richtung strebt. Sie scheint zu leben. Wie man sie auch dreht und zwingt, immer kehrt sie mit hastigem Pflichtbewußtsein

zur Lage zurück, die sie nun einmal haben soll. Man lernt es schon als Kind, daß der Kompaß nach Norden weist, und es ist einem diese Tatsache schon selbstverständlich geworden, wie das Gesetz der Schwerkraft. Was gibt es nun also groß zu verwundern? Und doch beginnen die Empfindungen und Gedanken nun um das uralte Problem zu rotieren. Fast unheimlich, als wäre es noch nie gesehen worden, wirkt der Anblick, wie die kleine metallene Nadel vor mir lebt und will. Wie sie nur eines und immer nur dieses eine will. Und wie dies Wollen ein Müssen ist. Immer nach Norden. Gleichmäßig fließt der unsichtbare Strom durch den Metallstab, von Pol zu Pol. Und plötzlich durchzuckt es mich, als ließe eine Welle kalter Flüssigkeit durch meine Adern: diese Kraft, der die Nadel gewaltsam unterworfen ist, sie durchströmt zugleich ja auch mich selbst. Ein reißender magnetischer Sturm geht in jeder Sekunde durch meinen Körper. Ein mächtiger Strom fährt mit rasender Gewalt durch mich hindurch, umbrandet mich mit Wisch und Strudeln, bricht sich Bahn durch die Hemmungen, geht mitten durch Herz und Hirn, macht alle Lebenskräfte vibrieren, trägt das Geheimnis der Welt in mich hinein und trägt von meinem Wesen fort, ich weiß nicht was. Was geht in mir vor? Welches Leben wird da unter der Schwelle des Bewußtseins gelebt, unerreichbar dem plump tastenden Bewußtsein? Ist ein zweites, höheres Bewußtsein in mir, das diese geheimnisvollen Kräfte sinnlich wahrnimmt? Gibt es ein Leben, das ein Ich im höheren Sinne ist und mit eigenen Kausalgesetzen, wo die magnetische Weltkraft empfunden und genossen wird und ein transzendentes Subjekt sie ein- und ausatmet wie die Lunge die Luft, wo das Licht vielleicht ge-

hört und der Schall gesehen wird, wo der Sonnenaufgang zum majestätischen Donner und das Gewitterkrachen zu einer Reihe glorios aufflammender Farben wird? Gehören diese ungeheuren magnetischen Ströme, die den Erdball umfließen, sich am Pol in einem riesigen Strudel vereinigen und sich dort in fabelhaften Nordlichtern selbst apotheosieren, zur Atmosphäre einer zweiten, einer höheren Wirklichkeit? Was geht in mir vor, während ich willenlos diesen nicht einmal denkend zu begreifenden Energien überantwortet bin, für die es keinen unüberwindbaren Widerstand, nichts Dichtes, nichts Festes oder Flüchtiges gibt?

Wie die kleine Nadel vor mir auf dem Tisch zittert und bebt! Sie reagiert auf jede ablenkende Kraft und unterwirft sich doch nur der einen. So wird auch die zum Ewigen strebende menschliche Lebenskraft bei jedem Anlaß abgelenkt, wird bestimmt von äußeren Widerständen und Störungen, um immer doch wieder mit großem Pendelschlag zurückzuschwingen und nach einem unbekanntem, aber unverrückbaren Punkt der Ewigkeit zu deuten. Auch der Weiser der Seele ist nach Norden gerichtet, gegen Mitternacht, gegen die ewige Finsternis. Ich weiß nicht, ob ichs metaphysisch oder mechanistisch zu erklären versuchen soll, weiß keine Antwort auf das fragende Warum, das aber ist über allen Zweifeln: daß es dem heilig glühenden Lebensgefühl vorgezeichnet ist, immer wieder emporzuschauen, stets demselben Ziele zuzustreben, unbeirrbar das Gute zu wollen, selbst dann, wenn das Schlechte getan wird, sich ohn Unterlaß zu sehnen, wie es diese kleine Magnetnadel tut, und ebensowenig wie diese zu wissen, ob es ein Wollen, ein Müßsen oder beides in einem ist.

In den Läden unten in den Straßen liegen in diesem Augenblick Tausende solcher kleiner Kompassse. Es ist seltsam, zu denken, daß sie, ja daß alle Magnetnadeln, die irgendwo auf dem Erdball schwanken und pendeln, auf einen einzigen Punkt weisen. Nach einem Punkt oben auf jener vereisten Halbinsel, wo die magnetische Kraft in den Erdball strudelnd hineingesogen wird, ohne daß Auge, Ohr oder Taftgefühl das geringste wahrzunehmen vermögen. Ganz ebenso weist die Busssole der Seele bei allen Menschen ohne Ausnahme dieselbe Richtung, weist auf das unbekannte, ewig unerreichbare Boothia Felix einer Welt, die wir das Jenseits nennen, die vielleicht aber so wirklich ist wie die uns konkret umgebende, und wofür uns nur die Organe fehlen. Es schwankt und zittert der aufs Ewige gerichtete Instinkt im Kampf des Lebens unsicher hin und her, es irrt der Weiser der Seele ab und wird ständig gestört. Aber unbeirrbar kehrt die erhaltende Kraft die treue Spitze dem Göttlichen wieder zu. Räuber und Elende, Glückliche und Verzweifelte, Charakterlose und Helden: durch alle fließt dieser heilige Strom — soll man sagen des Willens oder des Müßens? Wir Schiffer auf dem Weltmeere des Endlichen, jeder einzelne ein Kolumbus, beugen uns immer wieder über den Kompaß unseres Innern, in Zweifel und Hoffnung, in Vertrauen und Bangigkeit. Wir fahren und fahren; wir wissen nicht, woher wir kamen, und nicht, an welchen Gestaden wir landen werden. Pfadlos würden wir sein ohne diesen auf die Pole des Lebens gerichteten Kompaß unseres Gefühls. Er macht uns glauben, daß wir alle von Gott kommen und wieder zu Gott streben, wie immer auch wir der Tierheit hörig bleiben. Und dieses in jeder Seele wir-

kende Vertrauen, das selbst dort ist, wo der Mund ungläubig lästert, macht Brüder aus uns allen, macht uns alle, jeden in anderer Weise, zu Werkzeugen derselben Schicksalsgewalt.

O weh, ein durchsichtiges Symbol! Sei es darum, ist mir doch die Morgenstimmung nun gebessert. Die Gegenstände jenseits der Fensterscheiben sind dieselben wie vor einer Stunde, die trübe Regenstimmung hat sich nicht geändert. Und doch erscheint mir alles nun anders und wie von seinem kosmischen Schöpfungsduft überzogen. Es ist wieder Geheimnis da; das Auge sieht anders wie vorher. Die Welt gefällt mir besser, weil ich mir selber besser gefalle. Die gleichgültigsten Dinge sehe ich wieder von wollendem Leben mächtig umflossen; im kleinen Winkel der Welt da draußen zittern und vibrieren die Elementarkräfte und flüstern mit sich selber von Dingen der Ewigkeit.

Der kleine Kompaß vor mir aber weist stetig nach Norden. Da gibt es kein Irren und keine Zweifel und nach jedem Schwanken einen Sieg. Er will, was er muß, und muß, was er will.

Er soll hier vor mir, wo der bei der Arbeit denkend vom Papier abschweifende Blick ihn treffen muß, liegen bleiben.

---

## Die Drehorgeln

Heute ist wieder Musik in allen Gassen und Höfen. Es ist der Wochentag, wo der Vorort der Straßenmusik freigegeben ist. Da kommen die alten invaliden Männlein und Weiblein von allen Seiten herzu und ziehen orgelnd durch die Straßen. Oft hart aneinander vorüber, mit bitteren Konkurrentenblicken sich messend, während die Melodien aus dem wackligen Holzkasten hervorstürmen und sich im Augenblick der Begegnung mit schrecklichen Dissonanzen ineinander verknäulen, wie bissige Hunde. Von allen Seiten dringt das Flöten und Trompeten ins stille Arbeitszimmer. Dieses dünne musikalische Gemedel und sopranhohe Gesänge der armseligen Instrumente ist ganz gewiß lächerlich, und doch hat es auch etwas Unirdisches, es wird in seltsamer Weise zur Stimme der Sommermorgennatur. Es ist, als sagottierte die Hirtenflöte aus „Tristan und Isolde“, die mit ihren Tönen eine ganze Landschaft malt, irgendwo in der Ferne. Die Musik, die herrlichste der Künste, verliert ihre göttliche Gloriole selbst im proletarischen Lumpengewande nicht. Nur einfache gefügte Akkorde dringen von hier und dort herauf, und gleich flattert doch etwas in einem empor, gleich quillt es drängend aus den Tiefen des Gefühls.

Wie sie heute wieder durcheinanderdudeln! Die Natur draußen hat förmlich einen festen Hintergrund von Musik erhalten. So klang es in der Kindheit, wenn Jahrmarkt im Dorf war, wenn das Getöse der Musik über still grüne Gärten und über Dächer hinweg in die sonntägige Einsamkeit der Spielplätze drang und dem Knaben zum Sinnbild der brausenden Welt und der Zukunft wurde. Der Ge-

schmäckler würde jetzt die Türen verschließen vor der „verfluchten Orgel“, ihn würden die falschen Töne, die gemeinen Melodien beleidigen. Wem diese Musik aber lebendige Stimmungen weckt, der kümmert sich nicht um die Aesthetik („die Befürchtung für die Aesthetik ist das vornehmste Anzeichen der Schwäche“), der hört aus den dümmsten Polka- und Walzermelodien romantische Klagen heraus; er lehnt sich im Stuhl zurück, blickt in den hellen Sommertag und fühlt lebhafter das Glück, dazusein.

Wenn sie einem nahekommt, hat alle Musik, selbst die schlechte, etwas Unheimliches. Sie rührt gleich an das Urweltliche. Wie seltsam, daß sie es sogar auf offener Gasse tut. Des Morgens im Frühjahr, zum Beispiel, wenn man mit ausgeruhtem Geist seinen Geschäften nachgeht! Eine Drehorgel steht am Wege, und wie man sich der Musik nähert, fühlt man sich von den marschartigen Rhythmen jählings überwältigt. Es wogt das Tempo fühlbar fast im Körper auf und nieder, es geht die Nervenerregung wie ein Strom von Wärme über den Leib, und es ergreifen die Schwingungen den ganzen Organismus mit einer Macht, daß die Lustgefühle sich fast bis zum Schmerz steigern. Auf den Schwingungen aber reiten die Gedanken in hellen Scharen herbei. Der Wille wird zu großen Dingen gestachelt und schaut sich um nach heroischen Taten; er schreitet als Triumphator einher, nach dem Tempo einer gemeinen Drehorgel. Groß ist die rein physische Gewalt der Musik. Sie verursacht Kontraktionen in den Kiefeln, so daß man ins Leben hineinbeißen möchte, sie strafft die Sehnen, so daß man Lust bekommt, zu laufen, zu stürmen, sich zu ermatten, sie spannt die Muskeln in Händen und Armen, so daß man

sich nach einer Waffe umsieht. Betrachtet die Volkshaufen, die im Takte der Militärmusik über die Straße marschieren! Sie drängen mit entschlossen geneigtem Kopf gegen unsichtbare Gegner, über die die Einbildungskraft sie siegen läßt. Ebenso kühn würden sie marschieren, wenn es ins Gewehrfeuer, ins Handgemenge ginge. Denn die Musik tötet die Furcht, sie treibt im gesteigerten Ichgefühl zur Selbstvergessenheit und spannt den Willen an bis zur Selbstvernichtungslust.

Musik sollte man nur hören vor großen Entschlüssen — dann würden sie nicht feig sein. Fast tragisch aber ist es, wenn die Erschütterung auf der Gasse zu einem kommt, wenn aus einem lächerlichen Orgelkasten die Rhythmen quellen, die das Gefühl überfluten, wenn man vor den Menschen die Empfindung verhehlen, den heldisch sich reckenden Willen erdroffeln und künstlich die geöffneten Tiefen wieder schließen muß, weil die Tagesarbeit kalten Sinn und nüchterne Aufmerksamkeit fordert, nicht aber groß entflammte Energie.

Anderer Empfindungen wieder wecken die Töne der Drehorgeln, wenn sie zu den in freudlosen Hinterhäusern Arbeitenden aus Nachbarhöfen melancholisch heraufklingen. Etwa in den Weihnachtswochen, wenn das Tageslicht matt nur hinter schweren Schneewolken glimmt und der Himmel tief über der Stadt hängt, wenn hier und dort Licht in den Arbeitsräumen brennt und die alten Weihnachtslieder zu einer eintönigen, langgezogenen Klage werden. Verstohlen werden ein paar Fenster geöffnet, und man sieht nachdenkliche Lauscher mit ungewissen Blicken ins Leere sinnen, wie gebeugt unter dem melodischen Weinen der Musik.

Auch die feuchtdunkeln Tage des Spätherbstes sind so recht eine Jahreszeit für die schwermütige Sentimentalität der Drehorgel. Eine mystische Stille liegt dann über den Höfen der Großstadt, es ist, als warte alle Welt auf die Geburt eines Wunders und als verkündeten die zitternden Töne seine Wirklichkeit und Nähe. „Ich liebe die Straßenmusik,“ sagt Raszkolnikow, „ich liebe es, wenn man zur Drehorgel singt an kalten, dunkeln und regnerischen Abenden, wenn die Vorübergehenden alle bleich und krankhaft erscheinen, aber noch besser, wenn es schneit, wenn es naß herniedergeht, gerade herab, bei Windstille, und wenn die Gaslaternen so hindurchscheinen.“

Seltzam schön waren die Klänge einer Straßenorgel auch an jenem frühen Herbstabend, als feine silberne Nebel sich auf die Gassen der Vorstadt senkten und in die beginnende Dämmerung hineindämmerten, so daß alle Gestalten wie Schatten dahinglitten; als die letzten gelben Blätter der Kastanien langsam, eines nach dem andern, herabschwebten. Wie gespenstische Lemurengeschöpfe zogen die Menschen lautlos dahin, unwirklich, als wären es nur Gedanken, nur Phantome eines träumenden Weltenwillens. Die Töne der Drehorgel schienen die Natur bis zu den letzten Tiefen zu durchdringen, sich wie eine Glocke über diese von Nebelwänden begrenzte Welt zu wölben und alle die verloren umherirrenden Menschengedanken unsichtbar untereinander zu verknüpfen. Es war, als wäre die Musik jedes Einzelnen Seele — und als begegneten die Seelen alle sich in den klagend dahinschwingenden Tönen. Die Blätter sanken, die Nebel tropften, und die Menschen huschten dahin; die Melodien der alten Drehorgel aber bauten über irdische Nacht

und Dämmerung, über alle Fremdheit, Abgeschlossenheit und Feindschaft hinweg, mit groß gerecktem Bogen eine Brücke zu jenen Ufern, wo wir alle eines waren, bevor wir in dieser Welt der Wirklichkeiten landeten, und wohin wir einst zurückkehren, um wieder eines zu sein im Schoße der Ewigkeit.

---

## Über die Verlegenheit

Einem Menschen, der ganz ohne Verlegenheit in seinem Wesen gewesen wäre, bin ich nie begegnet; auch ich selbst habe es nie erreichen können, ohne Verlegenheit, ohne die stille Qual der Verlegenheit zu sein. Sie gehört offenbar zu uns wie — nun, wie das Gewissen. Oder vielmehr, sie ist nichts anderes als Gewissen. Reue empfinden, das ist vielleicht nichts anderes als vor sich selber verlegen sein.

Und was wäre es dann, wenn wir vor anderen verlegen sind?

In uns allen lebt der Instinkt, daß wir irgendwie für jeden anderen Menschen und für alles, was von Menschen geschieht, verantwortlich seien. Alle sind schuldig vor allen.

Denn jeder fremde Mensch, das bin ich; und ich, das ist jedermann. Danach wäre die Verlegenheit eine feine Scham darüber, wenn wir selbst und die Menschen, mit denen wir uns unmittelbar psychisch berühren — dieses ist Voraussetzung — dem allen eingeborenen „Du sollst“ nicht genügtun. Die meisten Menschen sind schon latent verlegen darüber, daß sie nicht anders sind, als die Natur sie gemacht hat, trotzdem sie daran doch ganz unschuldig sind; ihre Verlegenheit entspringt der Ahnung von dem Unvollkommenen, Bedingten und Zufälligen ihrer Existenz, sie ist etwas wie Scham, daß sie nicht höhere Menschen sind. In jeder Seele schämt sich Gott des Irdischen, des Animalischen. Mit dieser allgemeinen Lebensverlegenheit wird der kategorische Imperativ anerkannt. Alles, was als überlegen empfunden wird, macht uns verlegen — sofern es uns nicht zur Begeisterung oder Liebe hinreißt. Am verlegensten macht Gott.

Aber auch der Teufel tut es, wenn er mit Selbstgefühl und Willen auftritt. Alles Absolute macht den bedingten Menschen verlegen.

Die lästige Verlegenheit zu verschleichen, wird wohl laut und weltmännisch sicher, jovial oder frech gesprochen; doch wird damit der leise Druck nicht vom Gemüt genommen. Was die Verlegenheit so qualvoll macht, ist, daß sie Unsicherheit ist. Sie entspricht etwa dem, was das Wort Befangenheit ausdrückt. Befangenheit, Gefangenheit, also Unfreiheit. Eben darum läßt sie den Menschen, der der Unfreiheit flieht, so oft gewaltsam handeln. Sie wird gehaßt, weil sie die Eigenliebe so tief verwundet. Man greift zur Selbstlüge, um ihr auszuweichen. Wer eine schmählische That getan hat und vor klar blickenden Augen dasteht, gerät leicht in Wut und Haß; der Prahler steigert die Prahlerei in dem Maße, wie die Verlegenheit heranschleicht; alle Leidenschaften und Sünden sind verlegen und werden zumeist schamlos erst, wenn sie diese Empfindung überwinden wollen; Verlegenheit ist fast immer gegenwärtig, wo Geschäfte abgeschlossen werden; sie ist zwischen den Befehlenden und Gehorchenden, der Tyrann ist ebenso verlegen wie der Sklave; die Guten sind verlegen und die Schlechten, die Reichen wegen ihres Reichthums und die Armen um ihrer Armut willen, die Alten und die Jungen, die Männer und die Frauen. Ich bin verlegen, wenn ich meinen Sohn schelte, und er ist es auch, ich bin es einem Bittsteller gegenüber, aber der ist es ebenfalls, ich gerathe in Verlegenheit, wenn ein schlechter Mensch mich verleumdet oder betrügt, doch weiß ich, daß auch er verlegen ist; und ich fühle Befangenheit, wenn meine Gedanken, sobald ich sie in Worte kleide, mir albern zu klingen scheinen.

Die Verlegenheit ist in Wahrheit ein Barometer, das innere Pressionen und Depressionen genau angibt. Die Reinen und Unschuldigen — die Kinder und die Frauen — sind am wehrlosesten der Verlegenheit ausgesetzt; sie erröthen über die klugen Abtrünnigen und empfinden ihre Unschuld gar als Schuld. Nur am ersten Anfang und am Ende des Lebens gibt es nicht diesen leisen Verfolgungswahnsinn der Verlegenheit. Solange das Kind noch ohne Gedanken, ohne Persönlichkeitsbewußtsein und Eigenliebe ist, kennt es nicht die Verlegenheit. Und auch angesichts des Todes fällt sie vom Menschen ab, wenn die Zwecke zurücktreten und die Beziehungen zu der Umgebung sich lockern. Ganz frei von Verlegenheit sind wir wohl nur, wenn wir von Gott herkommen oder zu ihm hingehen.

Zeitweise macht auch die Arbeit unbefangen. Der Arbeitende ist nicht verlegen. Diese Einsicht führt gleich zu einer anderen: die Arbeit ist ein Willensakt, und es zeigt sich, daß die Verlegenheit vor jedem deutlichen Willen, daß sie im Handeln zurückweicht. Goethe sagt, nur der Betrachtende habe Gewissen. In diesem Sinne kann man sagen, der Betrachtende sei zumeist der Verlegenheit ausgesetzt. Es kommt daher, weil der Mensch handelnd Selbstgefühl entwickelt. Das Selbstgefühl aber ist die Komplementärempfindung der Verlegenheit, ist ihr Gegenpol. Im Selbstgefühl empfindet der Mensch sich absolut; der Verlegenheit ist er ausgesetzt, wenn er sich relativ nimmt. Dort ist er nativ-objektiv, hier subjektiv-sentimentalisch: jene Empfindung verleiht Ruhe, Glück, Heiterkeit und Kraft, diese macht unruhig, unsicher und unzufrieden. Die etwas abstrakte Herkunft des Wortes weist auf denselben Punkt. Verlegen kommt von verlegen,

das heißt, durch zu langes Liegen träge und untätig werden. Aus den Begriffen der Untätigkeit und Unschlüssigkeit hat sich das recht merkwürdige Wort gebildet und allmählich erst den Sinn angenommen, den wir heute damit verbinden. Es deutet jedenfalls auf einen passiven Zustand. Daher auch die physiologischen Hemmungswirkungen: Erröten, Herzklopfen, kurz das Stocken im Organismus.

Man stelle sich die größten Individuen der Geschichte vor, man wird sich nicht eines von ihnen ganz ohne Verlegenheit denken können. Eine einzige Gestalt nur steht wie mit göttlicher Unbefangenheit da: die Gestalt Christi. Darum wirkt sie auch immer wieder mit so ungeheurer Originalität. Als der große Dostojewsky in seinem „Idioten“ einen christusartigen Menschen schildern wollte, gelang ihm die Absicht, eine die ganze Umgebung seelisch überragende Gestalt zu schaffen, nur dadurch, daß er eine Persönlichkeit schuf, die nahezu ohne Verlegenheit ist, die weder vor sich selbst, noch vor anderen, und höchstens für andere verlegen wird und die allein damit gewissermaßen die ganze konventionelle Welt umstößt. Welches ist nun das Geheimnis, im Sinne der Christusgestalt ein ganz bewußter Mensch zu sein, sich selbst, Welt und Leben zu kennen, auch eigentlich ebensosehr ein Betrachtender wie ein Handelnder zu sein, und doch ohne jene leise Scham über die eigene Existenz durchs Dasein zu gehen? Offenbar kann es nur gelingen, wenn man sich vor allem zweckfrei macht. Denn jeder Zweck spezialisiert und zieht vom Ganzen ab. Blicken wir auf die Idealgestalt Christi, so sehen wir ihn jeder Situation gewachsen, weil er innerlich stets in der Nähe Gottes lebt und eben dadurch sich allen Menschen verbrüdert fühlt. Christus ist nicht verlegen, weil

er vor den Menschen nicht schuldig ist; und er ist nicht schuldig, weil er freiwillig die ganze Schuld des Lebens und aller Menschen auf sich genommen hat. Das Selbstgefühl ist bei ihm auf jenem höchsten Punkt, wo sich die Persönlichkeit in voller Freiheit aufgibt, wo man nichts mehr fürchtet und hofft und nur noch Liebe ist. Die geistig gewordene Liebe aber ist nie verlegen. Weil sie das Allgemeinste ist, so ist sie auch das Persönlichste, und weil sie das Menschlichste ist, so ist sie auch das Göttlichste. Darum macht sie so glücklich; sie macht reuelos. Sie ist rückhaltlos, sie befreit den Menschen von den Bedingtheiten, deren er sich schämt, obwohl er nichts dafür kann. In diesem Sinne ist es die edelste Klugheit, die es gibt, seinen Feind, die ganze Menschheit im Geiste und in der Wahrheit zu lieben. Der Lohn ist jene Ruhe, die aus dem Einssein mit sich selbst entspringt.

Das sind große Worte, wo es sich doch nur um alltägliche kleine Empfindungen und Empfindlichkeiten handelt. Aber der Mensch zeugt für das kategorische „Du sollst“ seines Wesens nicht nur mit heroischen Handlungen, mit lauter Begeisterung und Tempelgebärden. Auch das Unwillkürliche und Unscheinbare in unserer Empfindung knüpft unmittelbar am Göttlichen an. Ja, was uns ganz selbstverständlich erscheint, das eben deutet zumeist auf das ewige Geheimnis der Seele und auf ihre höhere Bestimmung.

---

## Die Hände

Wie scharf und treffend der Mensch instinktiv doch beobachtet und wie sehr er versagt, wenn es sich um bewußte Beobachtung handelt? Ich habe neulich einen Bekannten, den ich zwanzig Jahre lang nicht gesehen hatte, nur am Gang erkannt; und doch habe ich niemals bewußt über seinen Gang gedacht. Ein andermal verriet mir die zufällig wahrgenommene Armbewegung eines jungen Mannes, daß er der Sohn eines längst gestorbenen Handwerkers sein müsse, den ich als Kind in unserm Hause oft gesehen hatte. Solche Erlebnisse sind keineswegs exceptionell; wir alle haben sie jeden Tag. Man erkennt im Augenblick Hunderte von Gesichtern als bekannt oder kann sie sich jederzeit in der Vorstellung reproduzieren. Nun versuche man aber, dieselben Erscheinungen bewußt zu analysieren, versuche, zu bestimmen, wie in jedem Fall die Farben der Haare und der Augen sind, welche Formen Mund, Nase und Ohren haben, wie die Barttracht ist, und ob die betreffenden Personen bebrillt sind oder nicht. Man wird dann erstaunen, wie wenig man weiß. Was den Charakter eines Gesichtes ausmacht, das wird vom synthetisch beobachtenden Instinkt mit wunderbarer Präzision wahrgenommen; aber es wird nicht eigentlich gewußt. Und doch sind alle die Züge, die sich unbewußt einprägen, auf bestimmte Formen, auf Verhältnisse, auf etwas mathematisch Nachweisbares zurückzuführen. Man könnte von einem Formenempfinden a priori sprechen; es geht dem Menschen in diesem Bezug wie dem entwickelten Tier, in dem Erkennen und Wiedererkennen gewissermaßen automatisch vor sich gehen. (In Parenthese: weil es so ist, muß man erstaunen,

daß Leute mit einfachem Geist so oft nach einer kurzen Begegnung mit einem Verbrecher der Polizei die genauesten Detailangaben machen. Ich selbst bin in der Berührung mit der bildenden Kunst zu unmittelbarer Beobachtung wesentlicher Merkmale erzogen worden, aber eben darum — möchte ich sagen — kann ich von Leuten sogar, die ich täglich sehe, oft nicht sagen, welche Bartform oder was für Anzüge sie tragen, wenschon diese Leute als die besonderen Individuen, die sie sind, lebendig in jedem Augenblick vor mir stehen.)

Ein Satz, der ausspricht, was der Instinkt unbewußt immer tut, ist der, man müsse einem Menschen in die Augen sehen, um seine Art zu erkennen. Dieser Ausspruch hat die Richtigkeit eines Sprichworts. Der unbewußt beobachtende Mensch richtet in der That unwillkürlich das Auge zuerst immer aufs Auge; das allein lebendig sich bewegende Sinnesorgan sucht seinesgleichen, um aus der dort sich abspiegelnden Ausdrucksfolge intuitiv auf den Willen, auf das Empfinden, auf den Charakter zu schließen. Der Mensch tut recht, in dieser Weise dem Instinkt zu folgen und sich zuerst immer auf ihn zu verlassen. Doch hat es manchen Vorteil, wenn er daneben auch die vom Bewußtsein kontrollierte Beobachtungsgabe kultiviert. Denn es kann solche Analyse ihm neben dem Instinkt eine vorzügliche Helferin werden. Abgesehen von dem Genuß, den es bereitet, sich von Beobachtungsergebnissen zu folgernden Gedanken anregen zu lassen, sind die Resultate einer durch den Verstand gegangenen Beobachtung besonders darum geeignet, die instinktiv gewonnenen Eindrücke zu ergänzen, weil der Beobachtete vor dem Beobachtenden stets auf der Hut zu sein pflegt, indem er sich mit der Maske gesellschaftlicher Konventionen schützt, indem er das Auge ab-

wendet, indem er sein Gesicht künstlich unbeweglich macht und das naive Empfinden hinter erzwungener Ruhe, Liebenswürdigeit, Strenge oder hinter irgendeinem andren Ausdruck zu verbergen sucht.

„Es ist der Geist, der sich den Körper baut.“ Das gilt für jedes Organ, am meisten aber für die Organe, die geistige Funktionen haben. Das Profil, der Schädelbau sind zu großen Teilen ererbt; es haben daran der Geist von Generationen und der Geist der Rasse gebaut. Hinter einem aristokratischen Profil kann schon wieder ein proletarischer Geist wohnen; und eine im ganzen noch plumpe Kopfform kann einen großen Sinn, kann sogar Genialität umschreiben. Die Geschichte beweist beides zur Genüge. Gewisse Formen der Einzelorgane aber täuschen niemals. Der Mund, zum Beispiel, bildet sich mit den Jahren stets persönlich aus. Man könnte sagen, er formt sich nach den vielen unausgesprochenen Worten, die sich der Mensch nur selber sagt. Sind diese Worte gemein, so wird es auch der Mund, wie zart und vornehm das konventionelle Reden auch sein mag; sind diese heimlichen Reden aber gut, so wird auch die Mundform eine edle Linie haben. Das ist es ja, alles in allem, was wir Schönheit nennen: wir sehen sie überall dort, aber auch nur dort, wo etwas bedeutend Geistiges sich in der Natur oder in der Kunst ausdrucksvoll einen „Körper baut“. Auch die Plastik des Ohres ist verräterisch. Es gibt freilich nur Wenige, die es wissen und die demgemäß beobachten. Das Ohr ist an sich schon ein unheimliches Organ, wie es sich trichterförmig aus dem Innern des Schädels hervorwindet. In seiner Bildung gibt es unendlich viele Variationen. Sie liegen nicht nur in der Größe und im Stand des Ohres,

sondern auch in der Knorpelplastik und in der Lappchenbildung. Und jede Form ist immer die Ausprägung einer seelischen Eigenschaft. Ich bin überzeugt, daß die Ohren nicht nur wachsen, wie der Mensch altert, sondern daß sie sich, dem inneren Ablauf des Lebens entsprechend, in ihrer Plastik auch verändern. Nur ist es freilich recht schwer, organische Formen dieser Art psychologisch richtig abzulesen.

Blicken die Menschen einander nun aber mit Bewußtsein schon wenig ins Gesicht, so sehen sie sich fast nie forschend auf die Hände. Und doch gibt es dort unendlich viel Interessantes zu sehen; doch sind die Hände vor allem eines besonderen Studiums der Lebensneugier wert. Es wird ziemlich allgemein gewußt, daß die Hände des Menschen das kunstvollste Werkzeug sind, das es gibt, daß Kultur und Entwicklung des Menschengeschlechts ebensosehr auf den Bau der Hand wie auf die Sprache zurückzuführen sind, weil dieses Universalwerkzeug uns vor allem geholfen hat, die Naturkräfte dienstbar zu machen, so daß man kaum sagen könnte, ob das Gehirn die Hand regiert oder ob die Hand das Gehirn zur Entwicklung gebracht hat. Nur selten wird aber beobachtet, daß die Hände wie ein paar lebendige Wesen für sich sind. Besonders beim Kulturmenschen, wo ihre Nacktheit unvermittelt aus der Kleidung hervorkommt. Blickt eine Minute nur aufmerksam ein paar Hände an, und es wird euch ganz seltsam zumute werden! Es wird euch sein, als bewegten sich merkwürdige fünffüßige Tiere mit eigenem Leben und eigenem Willen vor euren Augen. Blickt verloren dann und wann auf eure eigenen Hände, etwa wenn sie auf der Bettdecke ruhen und mit sich selber zu reden scheinen, wenn ihre Tastgebärde und Fingerspiele von eurem Willen schein-

bar unabhängig sind, wenn ein unsichtbares Leben von ihren Zuckungen und fühlhornartigen Streckungen begleitet wird. Oder seht die Hände einer Frau, wenn sie müßig im Schoß auf dunkler Seide ruhen „wie nackte Odalisten“. Während sie in ihrer blassen, blaugeäderten Pracht nur für sich zu leben scheinen, kann man von ihren Bewegungen und von ihren Formen einen fernen Willen ablesen. Besser oft als vom Gesicht. Denn die Hände verstellen sich nicht; sie sprechen auch dann, wenn das Gesicht die Maske der Konvention vorgekommen hat. Sie haben neben ihrer Eigenschaft als Werkzeuge etwas wie eine eigene Seele. Wie oft greifen die Finger des Musikers auf der Geige den rechten Ton, selbst wenn das Gedächtnis versagt. Wie oft zeichnet die Hand des Malers ein Ornament, wie oft findet sie die rechte Linie, wenn der Geist nicht weiter kann. Die Hand eilt dem Geist dann voraus, sie ist ein unmittelbarer Diener des Instinkts, sie ist verkörperter Instinkt. Nicht ohne Grund lesen Wahrsager den Menschen ihr Schicksal aus den Händen ab; es finden sich dort wirklich vom Schicksal Runen hineingezeichnet. Nur deuten wir sie freilich noch sehr unvollkommen, weil wir keine Erfahrung haben. Immerhin pflegt man von „Verbrecherhänden“ zu sprechen und besondere Merkmale dafür anzuführen. Hat man aber ein Recht, das zu tun, so muß man auch von den spezifischen Handgestaltungen schwacher und starker Charaktere, guter und böser Menschen, von Helden- und Prophetenhänden sprechen dürfen. Rodin, der große französische Bildhauer, hat einmal eine Hand modelliert, mit wild krallenden Fingern, aus der den Betrachter unmittelbar etwas Schicksalhaftes anspricht. Und Menzels Handstudien gehören zum Ausdrucksvollsten, was dieser große

Künstler geschaffen hat. Es gibt böse und gute, schüchterne und freche Hände, es gibt verschlossen geballte und lässig geöffnete, gierig greifende und schwächlich fahrenlassende Hände, es gibt ein eitel affectirtes Spiel der Finger, einen konventionellen Formalismus der Handgebärden und rührend einfache Bewegungen voller Empfindung. Die stumme Hand kann drohen und schmeicheln, erklären und abwehren, schüchtern beschwichtigen und herausfordern. Vor allem auch im Händedruck offenbart sie ihren Charakter. Es gibt einen lässigen, feigen Händedruck, charakterlos von weichen, feuchten, furchtsamen Händen gegeben, und es gibt Handberührungen, die etwas Erfrischendes, Zuverlässiges und Wohltuendes haben, bei denen die Hände sich fest ineinanderlegen und miteinander verwachsen. Wird ein solcher Händedruck zwischen Liebenden ausgetauscht so ist oft eine feine, vergeftigte Erotik darin. Das Händenspiel hat dann etwas von sich aneinanderschmiegenden Körpern, es küssen sich gewissermaßen die Hände. Der jungen Mutter wird das Händchen ihres Kindes gar zu einem Gegenstand der Ekstase.

Es ist die Empfindung für dieses Lebendige der Hand, was uns die Nachbildung von Händen berühmter Männer interessant machte. Goethes feste, wohlgegliederte Hand, Bismarcks für den riesigen Körper bemerkenswerte kleine und edle Aristokratenhand und Menzels gnomenhafte, emsige Arbeitshände: in ihnen allen ist der ganze Mensch. Darum hat auch die Malerei mit Recht immer Wert auf die Darstellung der Hände gelegt. Auf altchristlichen Altarbildern sprechen die überstilisierten schmalen, langfingerigen Hände oft mehr als die Gesichter, und die alten Bildnismaler haben die Hände in der Regel ebenso genau porträtirt wie die

Gesichtszüge. Daß die moderne Malerei in diesem Punkte nachlässiger ist, spricht durchaus gegen ihr Talent zum Porträtieren. Wieviel Charakteristisches ist doch in einer roten, fetten, unbeweglichen, in einer sozusagen behaglich dummen Hand, in einer nervös mageren, mit blau sich hervordrängenden Adern und starker Behaarung, in einer runden, rosig weißen Frauenhand mit Grübchen oder in einer kurzen breiten Arbeitshand mit starken Nägeln, in einer gesunden oder in einer franken, abgemagerten Hand. Denn auch die Krankheiten des Körpers verrät die Hand. Nach der Geburt meines Knaben sagte mir die Hebamme: „Sehen Sie die Hände, das wird einmal ein tüchtiger Arbeiter.“ Ihr Beruf hat sie auf solche Merkmale achten und daraus in der Weise des Volkes Schlüsse ziehen gelehrt. Beobachtet man so, dann ist der Beruf von der Hand deutlich abzulesen, von der Hand des Schusters und Malers, des Gärtners und des Landmannes, des Musikers und Schauspielers. Denn es paßt sich die Hand der Gewohnheit, der täglichen Verrichtung an wie das Tier dem Naturmilieu.

Die Menschheit hat instinktiv das Leben der Hand begriffen, als sie in der Sprache mit dem Namen der Hand viele Vorstellungen untrennbar verknüpfte. Der Deutsche nennt jede Tätigkeit eine Handlung, wahrscheinlich weil in der Hand das Abstrakte und das Konkrete alles Duns vollständig zusammenschießen. Wir sprechen vom Handwerk und fassen den Begriff viel, viel weiter, als das Wort an sich ihn umschreibt. Wir führen gern das Wort Handel auf das primitive von-Hand-zu-Hand-geben der Austauschgüter immer noch zurück. In dieser Weise gibt es noch viele andere bezeichnende Verbindungen mit dem Worte Hand; sie alle

weisen mehr oder weniger deutlich darauf hin, daß das Leben der Hand unwillkürlich symbolisch genommen wird. Um das zu verstehen, braucht man ja nur an die Handschrift zu denken, an diese spezifische Kunstübung der Hand, die so vielen psychologischen Vermutungen das Tor öffnet. Sie ist ein Gleichnis für das Körperliche und das Geistige, sie macht jedes Individuum zu einer Art von künstlerischem Original, zu einem Schöpfer, der in abstrakten Linien sein Inneres offenbart.

Am eindringlichsten aber spricht die Hand vielleicht, wenn sie stumm und starr geworden ist: auf dem Totenbett. Wenigstens dann, wenn sie sich selber überlassen war, wenn sie von den Angehörigen nicht gewaltsam in die Gebärde des Betens gezwungen wurde. Die Hände der Toten sprechen mit einer Mystik, die erzittern macht. Es ist, als wären sie in dem Augenblick erstarrt, wo sie den entrollenden goldenen Apfel des Lebens vergebens zu halten suchten, als wären sie in einem hilflosen Greifen jäh aufgehalten worden. Im Greifen nach jenem ewigen Geheimnis, nach dem in jeder Sekunde unser Auge späht, unser Ohr horcht und an dem unsere Hand unermüdlich herumtastet.

---

## Die drei Wünsche

Der Alte saß im Kreise seiner Schüler und hörte den Gesprächen zu. Es war von den Wundern früherer Zeiten erzählt worden, und die Schüler besprachen, was sie fordern würden, wenn auch ihnen ein guter Geist erscheine, um ihre Wünsche zu erfüllen. Doch konnten sie sich nicht einigen. Da nahm der Alte das Wort und erzählte aus seinem Leben:

Als Knabe hatte ich die Leidenschaft zu lesen. Alles Schelten meiner Eltern konnte mich von den alten Legendebüchern nicht fortbringen; ich saß oft bis tief in die Nacht hinein heimlich bei trübe brennendem Licht über den Werken der Erzähler und Dichter und fühlte in ihren Büchern die Welt. Einstmals, als ich Mitternacht wieder herangewacht hatte, mein Licht nur trübe noch flackerte und ich über die Geschichte von den drei Wünschen nachdachte, die ich gelesen hatte, wobei ich mir brennend ersehnte, auch mir möchten meine Wünsche auf zauberhafte Art erfüllt werden, begab es sich, daß die Blätter des Buches aufzurauschen begannen, wie wenn ein Wind sie bewege, und daß sich aus dem weißen Papier hoch und höher eine weiße Gestalt erhob, unten nur dünn und fein wie ein Blatt Papier, oben aber körperlich ausgebildet wie ein schöner, blasser Mann mit kohlschwarzem Haupthaar. Da ich entsetzt im Stuhl zurückgesunken dasaß und das Herz mir zu schlagen aufhören wollte, sprach der Geist mich mit klarer Stimme an: „Fürchte dich nicht, ich bin der Geist der Bücher und bin dein Freund, weil du voll heiligen Eifers mein Geistesreich betreten hast. Du sollst eines Tages dem Leben drei Wünsche aussprechen dürfen,

und sie sollen dir erfüllt werden. Aber ich habe nicht die Kraft, sie dir schon jetzt zu gewähren. Ich darf nur denen helfen, die dessen würdig sind, die mir ihr ganzes Leben weihen und in meinem Reiche zu starken und weisen Menschen werden. Wer mir aber gehören will, der muß es lernen, alles Wirkliche des Lebens in etwas Geistiges und das Geistige wieder rückwärts in neue Wirklichkeit zu verwandeln. Unablässig muß er streben, klüger und besser zu werden. Das Schöne und Gute, wovon die Dichter und Weisen sagen, soll dir, du werdender Mensch, aufs Gewissen fallen als Forderung, du sollst dich jederzeit schuldig fühlen, solange du etwas Höheres und Edleres über dir noch ahnst; du sollst die Wahrheit meiner Bücher in werktätige Wahrheit verwandeln, aus den Ideen sollst du helfen Taten machen — denn ich dürste nach lebendigem Leben, ich sehne mich, mit körperlichen Augen zu blicken, mit lebendigen Ohren zu hören, mit menschlich sinnlichen Trieben zu lieben und zu wollen. Willst du mir in dieser Weise dienen, so will ich dir eines Tages, wenn du reif und würdig bist, wieder erscheinen, und du sollst dem Leben drei Wünsche aussprechen dürfen.“ Nachdem der Geist so gesprochen, schrumpfte seine Gestalt langsam dahin, bis sie sich in den Blättern des Buches verlor. Ich saß betäubt da und erwachte nach Stunden erst, als das Licht qualmend erloschen war und die Kälte des hereinbrechenden Morgens mich auf meinem Stuhl weckte.

Ich habe es versucht, den Worten des Geistes nachzuleben. Ich wurde ein Dichter und schrieb selbst Bücher. Aber die Menschen lobten mich, und da mißbrauchte ich meine Gaben. Dann wieder fand ich mich eines Tages in meiner Bücherwelt abgesperrt vom Leben. Ich mußte mir selbst

Gewalt antun und zurückgehen in die Wirklichkeit. Und wie ich mich nun bemühte, das Gedachte zu verwirklichen und alles Wirkliche wie mit dem Verstande Gottes zu denken, da sah ich erst, was das Leben ist. Als ich noch jung war, schien mir alles leicht und einfach; je älter ich wurde, desto unabsehbarer wurde mir das Leben, desto tiefer verstrickte ich mich, um so größere Anstrengung erforderte jeder Sieg, um so schwerer waren die Antworten auf die Fragen des Lebens zu finden. So lebte ich an die vierzig Jahre seit jener Nacht, mich unbewußt fast vervollkommnend, während ich die Welt zu vervollkommen trachtete. Aber ich blieb arm dabei, verbrauchte in dem schweren Kampfe die Gesundheit und war nie ganz ruhig im Innern. Vielleicht wurde ich ein Dichter, vielleicht gar ein Weiser, gewiß ein brauchbarer Arbeiter; wunschlos aber wurde ich nicht. In seltenen Ruhestunden phantasierte ich davon, genau wie als Knabe, wie schön es doch sein müsse, drei Bitten an das Schicksal richten zu dürfen. Und ich dachte dann des Geistes und seines Versprechens. Ich meinte, es müsse herrlich sein, sehr reich zu werden, um mit dem Gold große Dinge vollführen und Not lindern zu können; ich dachte zum andern, ich würde meine Arbeitskraft in ganz anderem Maße noch nutzbar machen, wenn ich in jeder Minute die Wohltat der Gesundheit fühlte; und ich wünschte mir zum dritten die Fähigkeit, strahlend große Meisterwerke zu schaffen, vor denen die Menschheit die Knie beugen müßte und die wie Fixsterne am Himmel ihren Platz behaupten würden.

Eines Abends saß ich nach einem arbeitsreichen Tag allein wieder bei meiner Lampe über einem Buch, während es schon auf Mitternacht ging. Mit schweren Augenlidern saß

ich da, als es plötzlich in den Buchseiten rauschte, genau so wie damals, und der Geist der Bücher wieder weiß und bleich vor mir emporstieg, bis er fast die Decke berührte, sich zu mir niederbeugte und mich mit seiner klangvollen Stimme ansprach. Er lächelte und sagte, er komme, sein Versprechen zu erfüllen. Er sei mit mir zufrieden, denn ich sei ein getreuer Knecht gewesen. Und da ich nun die Mitte des Lebens überschritten hätte, so wolle er es mir freistellen, binnen jetzt und der folgenden Mitternacht unter Anrufung des Höchsten drei Wünsche laut zu äußern. Sie sollten in Erfüllung gehen. Ließe ich die Zeit verstreichen, so würde alles weitere Wünsche und Forderungen umsonst sein; er würde mir niemals wieder erscheinen. Der Geist sah mich durchdringend an und löste sich langsam wie ein Nebel auf. Lange noch glaubte ich im Dämmer meines Zimmers seine forschenden schwarzen Augen brennen zu sehen.

Als ich mich vom Erstaunen erholt hatte, schien es mir kaum der Mühe wert, noch einmal darüber nachzudenken, was ich nun fordern solle. Ich hatte ja so oft schon in Gedanken die drei Wünsche geformt. Eines nur wunderte mich: daß ich gar keine Freude empfand, eher ein leichtes Unbehagen. Ich ging schließlich schlafen mit dem Vorsatz, den andern Tag zum nochmaligen Nachdenken zu benutzen.

Als ich am Morgen erwachte, stand das Erlebnis der Nacht gleich wieder vor meinem Geiste. Doch kam ich auch jetzt noch nicht zum Überlegen, weil zugleich die Forderungen des Tages lebendig vor mich hintraten. Beim Ankleiden sagte ich mir, daß eigentlich kein Grund sei, die gewohnte Tätigkeit zu unterlassen; mir schien, ich könne zwischendurch genug noch an meine drei Wünsche denken. Demgemäß be-

gann ich wie immer mein Tagewerk, wenn auch etwas zerstreuter als sonst. Im Laufe des Tages überdachte ich das Ganze des Lebens und kam zu der Überzeugung, daß in den drei Wünschen: Reichtum, Gesundheit, höchste Arbeitskraft eigentlich alles andere Wünschenswerte mit eingeschlossen ist, daß ich nichts Besseres tun könne, als hierbei bleiben, und ich nahm mir vor, am Abend in der Stille meines Zimmers diese Wünsche laut werden zu lassen. Als ich dann aber in meinem lieben Arbeitsraum, beim Schein der Lampe, die so oft meinen Arbeitsorgen geschienen hatte, den Mund öffnete, um laut, unter Anrufung des Höchsten, wie es der Geist geboten, meine Wünsche auszusprechen, da erschrak ich vor dem Laut der eigenen Stimme. Ich schämte mich, als ich mich selbst hörte. Betroffen setzte ich mich nieder und dachte nach. Warum schämst du dich? fragte es in mir. Da beschloß ich, meine Wünsche nochmals durchzudenken und mit mir selber zu streiten.

Reichtum! Wie wird es sein, wenn ich reich bin? fragte ich mich. Du wirst viel Gutes tun können, sagte eine Stimme in mir; Gutes mit Geld? fragte eine andere. Du wirst viel Armut lindern; ja, aber ist es gut, es zu tun? Du könntest große Dinge ermöglichen, den Künsten und Wissenschaften unendliche Dienste leisten und das Angesicht der Erde durch große Unternehmungen verändern; ja, doch würdest du mit deinem Geld das Talent bedeutender, das Wissen tiefer, die Seele freier, das wahre Glück größer machen? Bist du geboren, reich zu sein? Hast du das Talent zum Reichtum, wie der Staatsmann das Talent zum Regieren hat? Du hast deine Arbeit, und sie nährt dich; was darüber ist, wäre Überfluß. Und Überfluß ist schädlich. Der Reichtum fesselt

uns an das Irdische. Er macht unruhig und zieht von dem ab, was allein not tut; er schafft Sorgen, die keine sein dürfen, er klebt am Vergänglichen, er macht den Menschen zweckvoll. Der Reichtum macht, daß der, der ihn hat, sich schuldig fühlt vor dem Armen. Reichtum erzeugt oft das Nützliche, doch nie das Heilige. Wem verdankst du dein Bestes, wenn nicht der Not? Die Macht, die im Reichtum liegt? O ja, sie ist groß, doch jede Macht stempelt den, der sie hat, zu einem Unfreien. Ich aber will frei sein oder doch streben, es zu werden. Fahre darum hin, Reichtum, ich will dich nicht, jetzt, wo ich dich haben könnte.

Gesundheit! Es ist etwas Herrliches darum! Sie macht das Leben und die Welt zu einem Jubel, sie macht hoffnungsfroh und stark und gläubig. Aber wäre eine Gesundheit, deren man unverbrüchlich sicher wäre, noch ein Gut? Muß die Gesundheit nicht ein Sieg sein, wenn sie alle ihre Tugenden entfalten soll? Muß sie nicht jeden Tag neu erobert, bewahrt und verteidigt werden? Und kann der Mensch die Krankheit mit ihren Seelenstimmungen missen, braucht er nicht auch den Tiefsinn und die Sittlichkeit des Schmerzes, kann er das Leben ausmessen nach allen Seiten ohne ihn? Wäre es nicht ein frecher Eingriff in deine Bestimmung, wenn du nun vor Krankheit gefeit wärst; sind nicht Unzählige auf dem Krankenbette erst wahrhaft zu sich selbst gekommen und damit dann auch zum Göttlichen? Wir müßten ja alles für Zufall und Willkür halten, wenn wir Gesundheit und Krankheit nicht wie Ebbe und Flut, wie zwei einander ergänzende Zustände des Lebens nähmen. Wir Menschen müßten notwendig dumm werden, wenn wir unberührbar in ewig junger Gesundheit dahinlebten, dumm und frivol,

wie die alten Götter es waren. Ein ebenso tiefer Sinn liegt im Leiden wie in der Freude. Ich will ihn nicht missen, ich darf ihn nicht missen wollen!

Unsterbliche Werke! Muszt du auch diesen Wunsch lassen? so fragte ich mich. Das wäre schwerer, als auf Reichtum und Gesundheit verzichten. Wer möchte nicht ein Held sein und Unsterbliche seinesgleichen nennen! Das Große, es lockt mich ja, seit ich denken kann. Aber, so sprach es in mir, wie würdest du dastehen, wenn dir Werke gelängen, die größer wären als du selbst? Wenn du deine Lehren und Schönheiten nicht mehr von innen heraus erleben könntest, wenn du die Natur betrügen würdest um ihre erhabene Folgerichtigkeit? Menschlich kleiner zu sein als das, was man schafft, das muß ein Fluch sein. Was gibt es Höheres als Übereinstimmung von Sollen und Wollen, von Notwendigkeit und Freiheit! Das Kleinste ist nicht kleiner als das Größte, wenn es bis zum Letzten die eingeborene Natur erfüllt und gehorsam ist gegen das „du mußt“ Gottes. Du darfst, so sagte ich mir, nicht der Knecht deiner eigenen Werke werden; darum fahre auch der dritte Wunsch dahin — wenn auch mit einem Seufzer.

Es war schon spät, als ich zu diesem Entschlusse kam. Mir war, als sähe ich im Zimmer überall die Augen des Geistes, und als hätte er meinen Entschluß gewollt und vorausgesehen und herbeigeführt. Ich war ruhig wie nie zuvor im Leben. Ich fühlte, daß ich plötzlich in einer ganz neuen Weise zum Leben stand, seit ich nichts mehr für mich selbst wollte. Ein Gefühl stiller Kraft war in mir, eine Gewißheit, die ich sonst nicht gekannt hatte. Ohne Unruhe ging ich zu Bett und schlief fest und tief über die Mitternacht weg bis zum

Morgen, so daß ich sagen kann, ich habe mein Glück mit Bewußtsein verschlafen.

Hier machte der Alte eine Pause. Dann setzte er lächelnd hinzu: Es ist nun manches Jahr seit dieser Nacht vergangen. Heute kann ich sagen: solange ich zum Guten strebte, dabet aber selbst noch für mich etwas wollte, lebte ich im Zwiespalt; es betrachteten die Menschen mich als einen ihresgleichen, der nicht ihresgleichen sein wollte. Wenn sie mich liebten, so liebten sie das Gemeine in mir, wenn sie mich haßten, so haßten sie mein Bestes. Argerlich und verdächtig war ich ihnen jederzeit, so sehr sie mich auch nutzten. Seit ich freiwillig verzichtet habe und nur noch in Gott und seinen Werken lebe, seit ich das Glück des freien Menschen fühle, geht die Menge an mir vorüber, ohne mich zu erkennen. Dafür seid aber ihr zu mir gekommen, um mit mir von ewigen Dingen zu reden: ihr meine Freunde, ihr meine Lieben!

---

## Die Kalender

Der junge Franz Synthesius, ein Pastorensohn, in dessen Familie die Selbstgerechtigkeit erblich war, hatte sich vorgenommen, ein vollkommener Mensch zu werden. Sein Ehrgeiz war, universal und harmonisch zu sein. Er lebte darum allen Autoritäten nach, die in seinen Gesichtskreis traten. Las er Schiller, so ging er in ihm auf, und saß er vor einem Buch von Ibsen, so war er ganz und gar von diesem erfüllt. Mit Flaubert war er Naturalist und mit Dostojewskij Psychologe, er fühlte sich einsam mit Nietzsche, tauchte in den Strom des sozialen Lebens mit Balzac, erfreute sich dazwischen des Jägerlateins Gerstäckers, der Abenteuerromantik des älteren Dumas oder der Findigkeit Sherlock Holmes. Er blätterte daneben aber auch in den Büchern aller Wissenschaften, trieb an der Hand der Wochenblattartikel eines unzufriedenen Publizisten Politik und war auf den Galerien aller Theater und Opernhäuser zu finden. Meistens las er bis tief in die Nacht hinein und erwachte morgens wie mit einem schweren Katzenjammer. Wenn er im Bureau seine Arbeit dann schlecht verrichtete und angefahren wurde, so kam er sich wie ein Märtyrer vor und dachte: „Unrecht leiden schmeichelt großen Seelen.“ Er setzte sich hinter seine Geschäftsbücher und verfertigte heimlich Sentenzen und Weisheitsprüche. Dafür war er berühmt in seinem Kreise. Es war eine Redensart geworden, wenn er irgendwo erschien: „Franz, machen Sie mal eine Sentenz.“ Er dachte dann kurz nach und sagte etwas, das in der Regel so begann: „Die meisten Menschen glauben, daß ...“, oder: „Man sollte ...“ Natürlich fühlte Franz sich vom

Schicksal mißhandelt; aber er wußte auch, daß es so sein mußte. Seine Brüder nahmen das Leben nicht halb so ernst und gründlich wie er, und doch waren sie glatt durch alle Examina gekommen und hatten im Leben bereits sichtbaren Erfolg, während der Idealist Franz in ein Bureau getan werden mußte und immer blieb, was er war, ein unselbständiger Hilfsarbeiter. Aber er wollte die Menschheit schon beschämen. Vorläufig freilich konnte er mit den einzelnen Menschen gar nicht auskommen, trotzdem er harmlos und still vor sich hin lebte. Er war kurze Zeit verlobt gewesen; aber seine Braut hatte das Verhältniß gelöst, weil sie seine gebildete Unterhaltung und die Fülle seiner Interessen nach wenigen Wochen nicht mehr aushalten konnte, und weil er im Leben so gar nicht vorwärtskam. Um so mehr tröstete er sich mit den großen Männern, seinen Vorbildern, die auch einsam gewesen waren. Über ihren Schriften kamen ihm oft die Tränen, so herzlich fühlte er das Gute, Wahre und Schöne nach; doch konnte er nicht unterlassen, während er begeistert weinte, in den Spiegel zu blicken, um zu erkennen, ob er weinend wohl recht bedeutend aussehe.

Seine Stube hatte Franz sich wie ein kleiner Doktor Faust hergerichtet. Über dem Schreibtisch war ein Totenschädel angebracht. Darunter stand mit Goldbronze auf schwarzem Papier geschrieben: Memento mori! Dahinter kreuzten sich zwei Degenklingen und hing ein Revolver, an dem ein Zettel befestigt war: „Geladen!“ Auf den Regalen lagen hohe Stöße zerlesener Reclamhefte, und an den Wänden waren Bilder befestigt, die aus Zeitschriften herausgeschnitten waren. Da war Böcklins „Toteninsel“, eine glatte Schwarzwaldschöne, Köpfe berühmter Männer, die Mona

Lisa, Reproduktionen Klingerscher Radierungen und einige Mädchenköpfe von Zigarrenlistenetiketten. Auf dem Schreibtisch war eine künstliche Unordnung hergestellt, und auf dem Nachttisch, nebenan in der Kammer, lagen stets ein Blatt Papier und ein Bleistift, damit Franz gleich seine Einfälle notieren könne, wenn er nachts erwachte.

Eines Weihnachtsfestes geschah es nun, daß jeder seiner Brüder ihm einen Kalender schenkte. Stattliche Abreißkalender, mit Allegorien in verwegenen Farben auf den Papptafeln und mit Weisheitsprüchen vieler berühmter Männer unter den Tageszahlen. Franz nahm die Geschenke dankbaren Gemüts entgegen, hängt den einen Kalender über seinen Waschtisch in der Kammer und den anderen über das Sofa in der Stube. Jeden Morgen genoß er fortan schlaftrunkenen Auges beim Waschen schon einen Spruch, und einen zweiten, wenn er sich zum Kaffeetrinken niederließ. Das war ganz nach seinem Sinn. Er überlegte sich, welcher ideale Nutzen aus der Situation zu ziehen sei, und beschloß, seine Tage nach den Weisungen der Kalendersprüche zu richten und sich von den großen Männern so der Vollkommenheit mit stolzer Sicherheit zuführen zu lassen.

Zuerst ließ dieses Kalenderleben sich ganz gut an. Nur mußte er höllisch aufpassen, daß ihm die Lebensregeln nicht durcheinanderkamen. Auch forderten die Kalenderautoritäten recht vielerlei. Am 10. Januar stand über dem Waschtisch, ein gesunder Geist könne nur in einem gesunden Körper wohnen, worauf Franz sofort einige gymnastische Bewegungen machte, trotz der Kälte die Fenster öffnete — was ihm einen Schnupfen einbrachte — und sich abends in einem Turnverein anmeldete. Noch war der strebsame Franz aber

nicht bis zum Februar gekommen, als ein seltsamer Zwiespalt sich einstellte. Hatten die Brüder ihn necken wollen, oder war es Zufall, kurz, es zeigte sich immer häufiger, daß sich die Sprüche in der Schlafkammer und in der Wohnstube in einer unvereinbaren Weise widersprachen. Entweder stimmten die Lehren der beiden Kalender an einem Tage nicht zusammen, oder es wurde in demselben Kalender heute etwas geraten und morgen das Gegentheil, oder es widersprach sich sogar in wenigen Tagen dieselbe Autorität mit unerhörter Inkonsequenz. Darin war vor allem Goethe groß. Franz spürte, daß es nicht leicht ist, ein vollkommener Mensch zu werden. Einmal sagte der Kalender, der Mensch müsse edel, hilfreich und gut sein. Infolgedessen verschenkte der gute Synthesius seine ganze Tagesbarschaft an arme Leute und hungerte mit stillem Genuß. Am nächsten Tag war er dagegen rauh zu seiner Wirtin und im Bureau einfach unausstehlich, denn über dem Sofa hatte Fischers Wort gestanden, durch dieses Leben sich durchzuschlagen, das wolle ein Stück Robeit. Aber es kam noch schlimmer. Oft war ihm zumute, wie ihm einst als Knabe gewesen war, als er von den Eltern mit einer Bestellung in die Nachbarschaft geschickt worden war und als er über dem Tor des Hauses diese beiden Inschriften las: „Willkomm, tritt ein, bring Glück herein!“ und darunter: „Eintritt verboten, bissige Hunde!“ Beim Waschen las er eines Tages: „Die Pflicht zu bessern gibt das Recht zu tadeln.“ Wie richtig! rief er in seine Waschschüssel hinein. Über dem Sofa aber las er wenige Minuten später: „Tadeln ist leichter als besser machen.“ Hin- und hergerissen verließ er seine Wohnung. Ein andermal las er beim Ankleiden: „Wer bescheiden ist, muß dulden“ und beim

Kaffeetrinken: „Bescheidenheit ist eine Zier“, er war ganz glücklich und den ganzen Tag bis zur Frechheit bescheiden. Am nächsten Morgen aber wurde ihm der Spruch an den Kopf geworfen, nur die Lumpe seien bescheiden! Und das war obendrein von Goethe. Franz wurde allmählich nervös. Kalender A sagte: „Das Ziel muß man früher kennen als die Bahn“, und Kalender B antwortete: „Der Weg ist das Ziel.“ Oder, einige Tage später: „Guter Wille ist höher als aller Erfolg“, und daneben: „Der Wille ist nichts, die That alles.“ „Diene der Menschheit“, sagte der eine Mahner, und der andere replizierte: „Niemand kann zweien Herren dienen.“ „Erkenne dich selbst“ las er beim Aufstehen und meinte, dagegen sei nun doch wirklich nichts einzuwenden, und er nahm sich heftig vor, sich selbst zu erkennen. Und doch sagte ihm Goethe, der große weise Goethe, der Widerspruch doch nicht zuläßt, etwas später: „Erkenne dich, was hab ich da für Lohn? Erkenn ich mich, so muß ich schon davon.“ Es war wie Heimtücke zwischen den Kalendern. Sie zogen Franz nicht nur den Rest seines eigenen Charakters, den Rest seines Willens aus, sondern zerstörten langsam seinen Geist. Die Welt schien ihm in ihren moralischen Grundfesten zu wanken. Je weiter das Jahr vorschritt, desto schlimmer wurde es. Die heiligsten Dinge wurden angetastet. „Die Liebe ist das Höchste“ sang ein Dichter über dem Kaffeetisch; „Doch die Liebe ist das Trübe“ rezitierte der Dichter des andern Kalenders. Am schlimmsten war Nietzsche mit seinen Maximen und Reflexionen. Überhaupt die Modernen! Sie konnten einem ehrlichen Synthetiker das Leben schon sauer machen.

Im Sommer verreiste Franz vierzehn Tage, da erholte er sich ein wenig. Raum war er aber zurück, so ging es ärger

her als zuvor. Gleich am ersten Morgen sagte der eine Kalender: „Strebe stets zum Besseren!“, worauf der zweite prompt erwiderte: „Das Bessere ist der Feind des Guten.“ Langsam kam Franz zu der Einsicht, daß man von jeder „Wahrheit“ auch immer das genaue Gegenteil sagen könne, und daß es dann eigentlich ebenso richtig sei. Er verlor sich in dem Spiel, die moralischen Wahrheiten umzukehren. Bei dieser anarchischen Tätigkeit vernachlässigte er seine Arbeit so, daß ihm seine Stellung gekündigt wurde. Er fürchtete sich jetzt vor seinen Kalendern, ohne doch den Mut zu haben, sie einfach von der Wand zu reißen und fortzuwerfen. Es bemächtigte sich seiner eine Art von Verfolgungswahnsinn.

Am Silvestermorgen, als er zum letztenmal seine Arbeitsstelle auffuchen wollte — denn er ging stellunglos in das neue Jahr hinein —, angesichts des letzten Kalenderblatts in der Kammer, kam es zur Katastrophe. Beim Waschen las Franz Synthesius den Spruch Nietzsches: „Wer tiefer denkt, weiß, daß er immer unrecht hat, er mag handeln und urteilen, wie er will.“ Ohne sich weiter zu besinnen, eilte Franz, halb nackt, wie er war, ins Wohnzimmer, zog hinter dem Totenschädel den Revolver hervor und schoß sich ins Herz. Er hatte es so eilig, daß er sogar vergaß, dabei in den Spiegel zu sehen. Als er von seiner Wirtin gefunden wurde, hatte er noch den keuschen weißen Seifenschäum am Körper.

Auf dem Kalender über dem Sofa war an diesem Tage als Silvesterspruch zu lesen: „Sei du selbst!“ Aber diesen Spruch hat Franz Synthesius nicht mehr gelesen. Er ist auf seinem Weg zur Vollkommenheit gestorben, bevor er zu dieser Allerwärtsweisheit gelangen konnte.

## Inhalt

Die Seele des Wetters . . . . .	3
Naturdilettantismus . . . . .	12
Das Glück der Gegenwart . . . . .	22
Der Kompaß . . . . .	29
Die Drehorgeln . . . . .	34
Über die Verlegenheit . . . . .	39
Die Hände . . . . .	44
Die drei Wünsche . . . . .	52
Die Kalender . . . . .	60

Biblioteka Główna UMK



300041524671

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

U. 02582



Im Insel-Verlag zu Leipzig erschienen:

---

## Werke von Karl Scheffler

---

Paris. Mit 71 Vollbildern. Dritte Auflage. Geheftet M. 10.—; in Halbpergament M. 12.—

Aus dem Inhalt: „Die Architektur“, „Aus den Kunstsammlungen“, „Von der Art des Volkes“. Den Schluß bildet ein Aufsatz über „Deutschland und Frankreich“. Schefflers Werk ist eine ausgezeichnete Einführung in das tiefere Verständnis der französischen Kultur und Kunst.

---

Italien. Tagebuch einer Reise. Mit 118 Vollbildern. 4.—6. Tausend. Geheftet M. 10.—; in Halbpergament M. 15.—

---

Leben, Kunst und Staat. Gesammelte Essays. Geheftet M. 6.—; in Halbpergament M. 8.—

Aus dem Inhalt: Die Moral der Qualität — Das Glück der Gegenwart — Die Seele des Wetters — Die Drehorgeln — Die Ethik der Feste — Vom Umgang mit Künstlern — Inhalt und Form — Vom Wesen des Grotesken — Der Christbaum als Kunstwerk — Poetische Gerechtigkeit — Kunstgefühl und Staatsgefühl — Zur Psychologie der politischen Parteien — Nationalphrasen — Die Jugend.

---

Deutsche Maler und Zeichner im neunzehnten Jahrhundert. Mit 78 Vollbildern. Zweite Auflage. Geheftet M. 10.—; in Halbpergament M. 12.—

Inhalt: Deutsche Gedankenmaleret: Arnold Böcklin, Max Klinger, Hans Thoma. Drei Deutsch-Römer: Anselm Feuerbach, Hans von Marées, Adolf Hildebrand. Impressionistische Naturanschauung. Fünf Zeichner: Daniel Chodowiecki, Joh. Gottfried Schadow, Franz Krüger, Adolf Menzel, Max Slevogt. Drei Wirklichkeitsmaler: Wilhelm Leibl, Wilhelm Erbschner, Max Liebermann.

---

Henry van de Velde. Vier Essays. Geheftet M. 2.50; in Halbpergament M. 4.—

---

Was will das werden? Ein Tagebuch im Kriege. Geheftet M. 3.50; in Papp M. 5.—

**I n s e l = K u n s t b ü c h e r**  
**Jeder Band in Halbleinen 5 Mark**

---

**Emile Verhaeren: Rembrandt.** Übertragen von Stefan Zweig. Mit 80 Vollbildern. 16. – 20. Tausend.

---

**Emil Waldmann: Albrecht Dürer.** Mit 80 Vollbildern.

Auf wissenschaftlich zuverlässiger Grundlage arbeitend, ist es Emil Waldmann gelungen, den Leser auf das anschaulichste in die Kunst des großen Meisters einzuführen, zugleich ihm aber auch sein Leben nahezubringen. Jede philologische Trockenheit in der Darstellung ist vermieden, das Buch ist unterhaltend im höchsten Sinne und fesselt den Kunstgelehrten, den Kunstfreund sowohl wie den geistig interessierten Menschen.

---

**Emil Waldmann: Albrecht Dürers Stiche und Holzschnitte.** Mit 80 Vollbildern.

---

**Emil Waldmann: Albrecht Dürers Handzeichnungen.** Mit 80 Vollbildern.

---

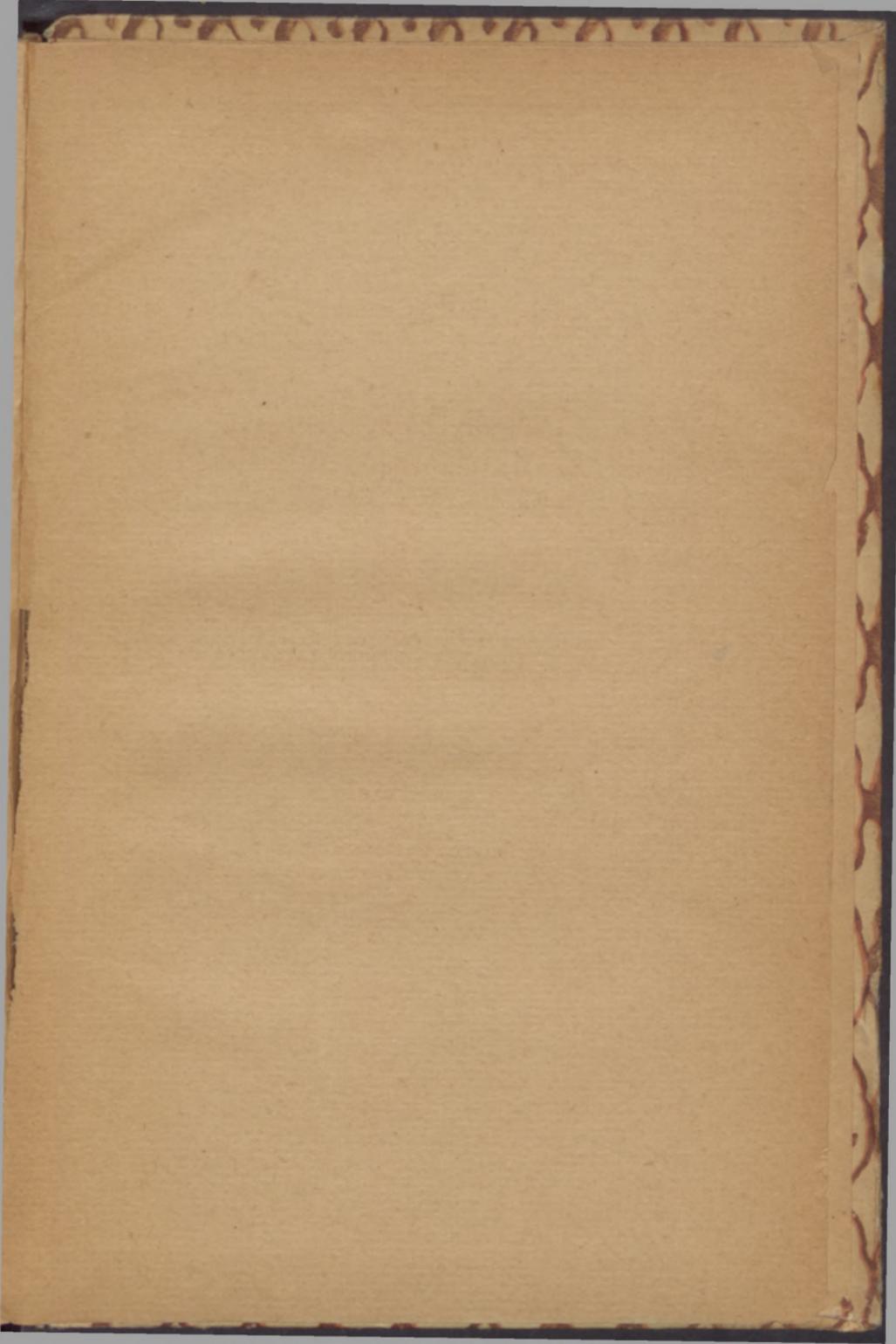
**Eugen Lütjgen: Belgische Baudenkmäler.** Mit 96 ganzseitigen Abbildungen.

Der Kunst Belgiens, der Kunst der südlichen Niederlande hat wie kaum einer anderen von jeher die Bewunderung der Deutschen gegolten. Von den baukünstlerischen Schöpfungen kennt man vornehmlich die großen, machtvollen Bauten der Hallen und Rathhäuser aus der Zeit des Glanzes der burgundischen Weltmacht. In dem vorliegenden Bande wird zum ersten Male der Versuch unternommen den Geist und Sinn des belgischen baukünstlerischen Schaffens vom Beginne seines Werdens an bis zu seiner höchsten künstlerischen Vollendung und seiner schrittweisen Zersetzung aufzudecken.

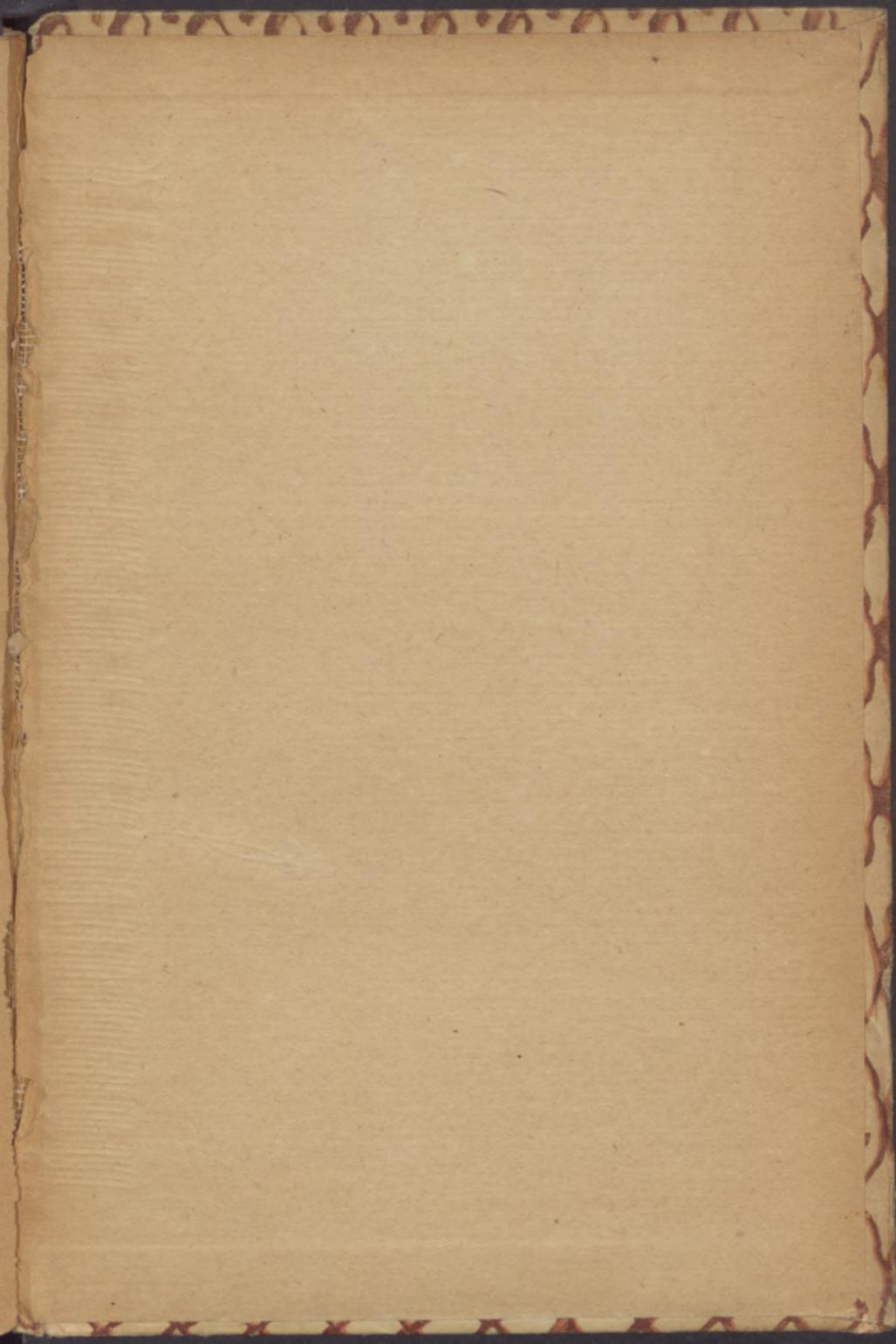
---

**Goethes äußere Erscheinung in literarischen und künstlerischen Dokumenten seiner Zeitgenossen.** Herausgegeben von Emil Schaeffer. Mit 80 Vollbildern.

In diesem Buche ist die äußere Erscheinung unseres größten Dichters in Wort und Bild geschildert: im Wort nach den Berichten, die wir den Aufzeichnungen und Briefen der Zeitgenossen verdanken, im Bild durch die 80 schönsten Zeichnungen, Gemälde, Büsten, Gesichtsmasken u. a., die Goethes Züge und Gestalt zu seinen Lebzeiten festgehalten haben.



Eieg.  $\frac{1}{2}$ : Scheffler K.



Biblioteka  
Główna  
UMK Toruń

865447

◆ ◆ ◆ ◆ W TORUNIU ◆

Biblioteka Główna UMK



300041524671